# Pentameron.

Bei Chr. E. Kollmann in Leipzig ſind ferner erſchienen:

**Dorothee von Curland.**
Memoiren-Roman
von
**Alex. Baron von Sternberg.**
3 Bde. 8. Geh. 5 Thlr.

---

Die
**Heimath im Vaterhauſe.**
Von
**Luiſe Erneſti.**
Verf. von „Eine Parthie nach den Externſteinen."
4 Bände. 8°. 1858 br. 5 Thlr. 10 Ngr.

---

**Die Leute der Amtsſtube.**
Socialer Roman
vom Verf. der
**„Ritter der Induſtrie".**
3 Bde. 8. (70 Bogen.) Geh. 4 Thlr.

---

**Der alte Hauptmann.**
Roman vom Verfaſſer
der
**„neuen deutſchen Zeitbilder".**
3 Bde. 8. Geh. 2 Thlr.

---

**Tryſtany.**
Ein biographiſches Lebensbild
vom Verfaſſer
von
**„Vier Lebenswege".**
2 Thle. 8. Geh. 1 Thlr.

---

# Pentameron.

Geſchichten aus dem Leben

von

C. Dräxler-Manfred.

Leipzig,
Verlag von Chriſtian Ernſt Kollmann.
1858.

STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Herrn

# Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg

eine Gabe der Freundſchaft und Verehrung.

# Vater und Sohn.

Das ſchöne Thal Veltlin, durch ſeine Geſchichte wie durch ſeinen Bodenreichthum merkwürdig, bildet jetzt die Delegation Sondrio im lombardiſch-venetianiſchen Königreich und liegt an der Nordgrenze der Lombardei zwiſchen Bergamo, Como, der Schweiz und Tyrol, durchfloſſen von der Adda, die dem Comerſee zugeht, und durch die Alpen von Graubündten geſchieden, deſſen einen Theil es bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bildete. Die nördliche und zum Theil auch die ſüdliche Seite dieſes ganzen an zwanzig Stunden langen Thales geſtaltet ſich, je nachdem es breiter oder enger ausläuft, zu einem größeren oder kleineren Amphitheater von unbeſchreiblicher Schönheit. Bald ſpringen hohe Berge und ſanft abhängende Hügel bis zum reizenden Ufer der Adda, bald wieder ziehen ſie ſich landeinwärts und bilden ſtundenlange Halbzirkel um die ſchönſten Ebenen. Das Ufer des nicht unbeträchtlichen, fiſchreichen Fluſſes, die Hügel, die Thäler,

die Abhänge, die Gipfel der Berge ſind mit Kirchen, Dörfern, Höfen, Hütten und Paläſten beſäet, die gleichſam aus Weinreben und Kaſtanienwäldern heraus zu wachſen ſcheinen, und die Landſitze der üppigen und ahnenſtolzen Edelleute nehmen ſich in den mannichfaltigen Scenen der Landſchaft gar herrlich aus. In dem eigentlichen Thale herrſcht ein ewiges Grün vom Silberfluß durchſchlängelt, der große und kleine Waldbäche in ſeinen Schoos aufnimmt, und die mit Kaſtanien, Lärchen und Buchen bedeckten Berge der Südſeite des Thales werfen einen feierlichen abgrenzenden Schatten auf das lichte Gelände. Die Nordſeite des Thales ſchirmt höheres Gebirge; kühle Grotten, von der Natur ſelbſt gebildet, liegen hier in Kaſtanienhainen und Felſenklüften, und kleine und große Bäche ſtürzen aus den höheren Schichten in ſchönen Waſſerfällen und ſammeln ſich hie und da in mooſigen Becken.

Der Landſtrich, von welchem hier die Rede iſt, gehörte früher zum Herzogthum Mailand, kam nach Kriegen und durch Vertrag im Jahre 1512 an Graubündten, war hundert Jahre ſpäter der Schauplatz einer blutigen Bewegung, nach deren Wechſelfällen er im Jahre 1637 wieder zu Graubündten gelangte. Seit 1797 der cisalpiniſchen Republik einverleibt, wurde er 1805 als Departement der Adda ein Theil des Königreichs Italien, bis er vom Jahre 1814 an ſeine dermalige Organiſation erhielt. Die Gegend, in welcher

nachſtehende Geſchichte ſpielt, iſt das Jahr 1809, wo nach allmähligem Einleben der franzöſiſchen Geſetzgebung der frühere rechtloſe und willkürreiche Zuſtand, das Verkaufen des Rechts und das feile Privilegium auf Mord und Verbrechen großentheils aufgehört, ohne daß jedoch ein Theil der leidenſchaftlichen und abergläubiſchen Bewohner der Sündenfreiheit von ehemals vergeſſen hatte.

Nicht allzuweit von Sondrio, dem Hauptorte des Veltlin, auf einem Hügel des linken Malengothales, das in die Alp Bosco ausläuft, liegt das Schloß der Familie Vellizani, deren Vorfahren nach einem Zerwürfniß mit den Herzogen von Mailand ſchon vor dreihundert Jahren hierher überſiedelt waren, um mit ihren Reichthümern und mit ihrem ſtörrigen Willen unter dem lockeren Graubündtner Regimente unbehindert eine große, faſt ſelbſtſtändige Rolle zu ſpielen. Das alte feſte Schloß hatte vor etwa ſechszig Jahren einen gänzlichen Umbau erlebt und prangte jetzt in dem romantiſchen Thal als eine Zierde, ſo durch Geſchmack und Umfang, wie durch Glanz und Behäbigkeit im Innern ausgezeichnet. An einem Herbſtabende des Jahres 1809 war auf dem grünen Raſen vor dem Schloſſe eine Schaar munterer Bauern verſammelt, angethan mit ihren Feſtkleidern, denn ſie erwarteten die Ankunft des Grafen Enrico, des einzigen Sohnes des Marcheſe Vellizani, ihres hochgeehrten Herrn.

Und doch war der Marcheſe ein ſtolzer und unbeugſamer Gebieter. Ihn erfüllte die tiefſte Verachtung für das moderne Ketzerthum, wie er die neuen Ideen zu nennen pflegte, welche die Gleichheit der Stände anſtreben. Einer Familie entſproſſen, deren Adel ſich bis zum Beginn des römiſchen Kaiſerreichs zurückführen ließ, konnte er jene Ungebundenheit der Meinung nicht vertragen, welche des Adels und der Titel ſpottet, wenn dieſe nicht eine perſönliche Auszeichnung für große Waffenthaten oder glänzende Handlungen des damit Bekleideten ſind. Wenn dieſe Denkungsart dazu hätte beitragen können, ihm die Liebe ſeiner Untergebenen zu entziehen, ſo machten ihn hinwieder hundert andere guten Eigenſchaften beliebt. Seine Gerechtigkeit war unpartheiiſch gegen Alle, ſeine Milde gegen das Alter, ſeine Beſchützung der Schwachen, ſeine Freigebigkeit gegen Bedürftige und Kranke waren Tugenden, die der edle Beſitzer des Schloſſes täglich ausübte.

Die Bauern liebten und verehrten daher den alten Marcheſe, wenngleich mit einem Beiſatze von Furcht, während ihre Herzen ſeinem Sohne, den ſie eben erwarteten, gänzlich ergeben waren, weil dieſer in ihrer Mitte geboren und groß geworden, an ihren Vergnügungen theilgenommen und gar oft der Vermittler zwiſchen ihnen und ſeinem Vater war. Vier Jahre vor der Zeit, in welcher dieſe Erzählung beginnt, hatte der junge Edelmann plötzlich das väterliche Schloß

verlaſſen und in einem franzöſiſchen Regimente Dienſte genommen. Während der Kriege mit Oeſterreich hatte er ſich häufig in den Schlachten ausgezeichnet nnd einmal nach einer glänzenden Waffenthat die Dekoration des Kreuzes der Ehrenlegion erhalten — eine Auszeichnung, welche zu erſtreben in jener Zeit noch der Mühe werth war. Sein Stand und ſein feines Benehmen hatte das Herz ſo mancher ſchönen Franzöſin gerührt, aber gleich unverwundbar im Kriege wie in der Liebe ſtand er jetzt im Begriff, das reizende Gebiet wiederzuſehen, wo die glücklichen Tage ſeiner Kindheit verſtrichen waren, und ſeine Freude kannte keine Grenzen. Daß der alte Marcheſe ſeinen Sohn das Loos der franzöſiſchen Waffen theilen ließ, war keineswegs eine Conceſſion gegen eine Nation, von der das Gift gewiſſer neuer Ideen ausgegangen war, ſondern die Anerkennung, daß unter ihren ſiegreichen Fahnen für einen ritterlichen Geiſt Gelegenheit zu Thaten war — und weil der jetzt gegen Oeſterreich gerichtete Kampf die Sympathieen des alten Italieners erregte.

Die Heimkehr des jungen Grafen zu feiern, war ein großes Gaſtmahl vorbereitet, an welchem alle vom Schloſſe Abhängigen theilnehmen ſollten. Alt und jung waren ſie Alle erſchienen, um dem künftigen Gebieter ihre Huldigung darzubringen und um ihre Freude über ſeine Wiederkehr nach ſo langer Trennung auszuſprechen. Das Vergnügen thronte auf allen Mienen.

In dem Empfangsaale des Schlosses aber befand sich Diejenige, auf welche sich alle Hoffnungen des Grafen Enrico bezogen, welche gleicherweise die Ursache seiner raschen Abreise wie die seiner langersehnten Heimkehr war. Lucia von Lambertenghi war die Tochter eines edlen Mailänders, dessen Gemahlin das Zeitliche segnete, als sie diesem Kinde, der einzigen Erbin des Hauses, das Leben gegeben hatte. Im Besitze großer Reichthümer, ließ der Vater Lucien mit aller Sorgfalt erziehen, welche ihrem Range und der schönen Stellung gebührte, die sich ihr in der Zukunft eröffnete.

Allein sie zählte kaum vierzehn Jahr als das Schicksal sie auch ihres väterlichen Beschützers beraubte. In den letzten Lebensaugenblicken überwies dieser die Sorge für die geliebte Tochter seinem ältesten und bewährtesten Freunde, dem Marchese Pellizani, welchen das Mädchen nicht mehr verließ. Sieben Jahre waren seit dem Augenblicke verstrichen, wo Lucia das Schloß im Malengothal zuerst betreten, und die blühende Jungfrau zählte deren nun einundzwanzig, ein Alter das ihr ihre Selbstständigkeit gab und welches zugleich das Ende des freiwilligen Exils sein sollte, welches sich der junge Graf auferlegt hatte. Ihr allein war die Ursache seiner raschen Abreise vor vier Jahren bekannt, denn er hatte sie ihr vertraut. Mit der schönen Mailänderin drei Jahre hindurch erzogen und unter einem Dache, vermochte Enrico ihre Reize und ihr sanftes Wesen nicht

zu ſehen, ohne eine Leidenſchaft für ſie zu faſſen, und Lucia ihrerſeits war von den edlen Eigenſchaften des Sohnes ihres Beſchützers ſo ergriffen, daß ſie ihm gar bald ihr Herz zuwandte. Unbekannt mit den gefährlichen Eindrücken der Welt, welche die reine Neigung eines jugendlichen Gemüthes durch Eitelkeit oder Nebenanſichten vergiften konnte, widmete ſie ihm die ſtille Glut einer erſten Leidenſchaft, — und der Graf hinwieder konnte den Namen ſeiner Geliebten nicht hören, ohne daß das Feuer ſeines Blickes hinlänglich verrieth, was in ſeinem Herzen vorging. Dieſe wechſelſeitige Neigung konnte dem Auge eines ſo wachſamen Vaters und Vormunds, wie der Marcheſe, nicht entgehen. Wiewohl dieſe Sympathie der Herzen ſeinen geheimſten Wünſchen entſprach, die in einer Verbindung ſeines Sohnes mit der Tochter ſeines verſtorbenen Freundes das ſchönſte Ziel erblickten, ſo zwang ihn doch ein Gefühl innerer Würde als Vormund, Alles zu vermeiden, was zur Aufmunterung jener Leidenſchaft beitragen konnte, welche die Heirath ſeiner reichen Mündel mit dem einzigen Sohne herbeiführen mußte, weil dieſe von der Welt als das Ergebniß eigennütziger Berechnung hätte angeſehen werden können. Sein Stolz empörte ſich ſchon bei dem Gedanken an eine ſolche Unterſtellung. Und dieſe ſtolze Sorgfalt für einen unbefleckten großen Namen, dem auch nicht der Schatten eines Verdachtes nahen ſollte, vermochte den Sohn des Marcheſe das

väterliche Haus zu verlassen und so lange fern zu bleiben, bis Lucia ihre Mündigkeit erreicht haben und durch freien Ausspruch seine glühendsten Wünsche krönen oder seine schönsten Hoffnungen vernichten würde.

Lucia hatte die Feuerprobe der langen Trennung bestanden, ohne daß in ihrem Herzen eine Veränderung vorging; wußte sie doch, daß Enrico's Wiederkehr ihr Lohn sein werde, und so fühlte sie denn eine unbeschreibliche Seligkeit, als sie sich wieder von dem Arme Desjenigen umfangen sah, der sie nun nicht mehr verlassen ollte und auf den sie ihre ganze Zukunft gebaut hatte.

Hier ist es nöthig, noch eines Familienglieder zu erwähnen, welches sich damals im Schlosse befand. Eine Schwester des Marchese, an einen Adeligen in Deutschland verheirathet, hatte diesem zwei Söhne geboren und war bald darauf gestorben. Die Kriegsstürme, welche die deutschen Länder damals überzogen, waren von störendem Einfluß auf die Erziehung der Neffen des Marchese, deren älterer jetzt ein Gast des Oheims war. Julius, in einem deutschen Pensionat erzogen, dessen Aufsicht Geistlichen anvertraut war, hatte in diesem den äußeren Anforderungen genügt, aber leider nicht gelernt, seinem Stolz und seiner Leidenschaftlichkeit Zügel anzulegen. Im Bewußtsein seiner gesellschaftlichen Stellung, des ansehnlichen väterlichen Vermögens und die Phantasie durch unpassende heimliche Lektüre erhitzt, war es seine Gewohnheit, sich unbekümmert

den erſten Eindrücken hinzugeben und an eine Beſchränkung ſeiner Wünſche nicht zu denken. Natürlich alſo, daß er die ſchöne Lucia nicht ſehen und gleichgültig bleiben konnte. Ihre Reize entzündeten ihn. Nicht ahnend, daß er einen Nebenbuhler habe, überließ er ſich ganz dem Gefühl der Liebe und zweifelte nicht, daß, ſobald er mit dem Geſtändniß derſelben hervortrete, ihn Gegenliebe belohnen werde. — So ſtanden die Dinge im Schloſſe zur Zeit als das Banket zur Feier der Wiederkehr des Grafen Enrico vorbereitet wurde.

---

„Auf das Wohl des Grafen Enrico!“ rief der Marcheſe und alle Gäſte erhoben ſich. Die Freudenrufe der Bauern, welche vor den Fenſtern des Saales auf dem grünen Wieſenteppich des Schloſſes ihren Feſtwein tranken, zeigten deutlich, wie dieſer Toaſt ihnen zu Herzen gedrungen war. Als alle Gläſer geleert waren, fügte der Marcheſe im Hochgefühl väterlicher Freude hinzu: „Und nie werde aus dieſen Gläſern eine minder würdige Geſundheit getrunken!“ Bei dieſen Worten warf jeder Gaſt ſein Glas auf den glatten Marmorboden des Saales, daß es zerſplitterte und das Geklirre das Schloß durchtönte. Der Marcheſe lächelte zufrieden über die Liebe, die ſich für ſeinen Sohn kundgab, und in dem Auge Lucia's zitterte eine Freudenthräne.

Aber mitten in dieſer allgemeinen Heiterkeit befand

ſich Einer, der, weit entfernt ſie zu theilen, vielmehr ſein Herz jedesmal von einem Dolchſtich durchdrungen fühlte, wenn er zwiſchen Lucia und dem Grafen einen zärtlichen Blick wechſeln ſah. Unbekannt mit Dem, was der Abreiſe Enrico's vorhergegangen war, verdammte er den Zufall, der ihm, wie er meinte, den Beweis liefere, daß die von ihm Angebetete nichts mehr als eine Kokette ſei. Denn wie ſollte Julius ſich die Zeichen des Einverſtändniſſes anders erklären. Ihm ſchien es klar, daß dieſes Herz, in deſſen Beſitz er ſich ſchon ſicher wähnte, jetzt ohne Rückhalt ſich dem Gefeierten des Tages erſchloß, die allgemeine Bewunderung mit ihm theilen wollte, und daß die Blicke Beider aus ihrer Uebereinſtimmung gar kein Geheimniß machten.

Julius' Zerſtreutheit und finſteres Weſen konnten nicht lange unbemerkt bleiben, wurden aber trotz der Scherze des Marcheſe darüber und den freundlichen Worten Lucia's nur um ſo ſichtbarer. Endlich als ein paar zärtliche Worte, welche die Liebenden ſich zugeflüſtert, ſein Ohr erreichten, vermochte er die Wuth, die ſein Inneres ergriffen, nicht länger zu bemeiſtern. Heftig ſtand er auf, ſagte einem Bedienten leiſe einige Worte und verließ den Saal. Alle Anweſenden waren über dieſes Betragen erſtaunt und die Meiſten konnten nur ein plötzliches Uebelbefinden als die Urſache des raſchen Aufbrechens vermuthen. Bald aber nahte ſich der Bediente, mit welchem Julius geſprochen, dem Sitze des

jungen Grafen, flüſterte dieſem ein Paar Worte, worauf ſich dieſer ſogleich erhob, ſeine jedenfalls nur kurze Abweſenheit zu entſchuldigen bat und ſofort dem Diener folgte.

Enrico fand ſeinen Vetter in einem entlegenen Gemache, das der matte Schimmer einer Lampe nur zum Theil erhellte, in lebhafter Aufregung und mit großen Schritten auf und abgehend, von Zeit zu Zeit den Boden ſtampfend und die Hand krampfhaft gegen die Bruſt drückend. Kaum bemerkte er den Eintritt des Grafen, welcher ihn befragte, was ihn denn veranlaßt habe, den Banketſaal ſo ſchnell zu verlaſſen.

Julius ſtellte ſich ſeinem Nebenbuhler gegenüber, maß dieſen mit einem Blicke tiefer Verachtung und verlangte nun ſeinerſeits, und zwar augenblicklich, zu wiſſen, warum Enrico es gewagt, zärtliche Worte an Lucia von Lambertenghi zu richten.

Der junge Graf, einer ſolchen Sprache ungewohnt, aber nichts weniger als geſonnen, im väterlichen Hauſe einen Streit zu beginnen, und in der Meinung, daß der feurige Wein dem deutſchen Vetter zu Kopfe geſtiegen, that ſich allen Zwang an und erwiederte ruhig: „Du ſcherzeſt wohl, wie ich hoffe! Der Gaſt meines Vaters wird ſich wohl nicht im Ernſte in ſolcher Weiſe gegen mich ausdrücken. Vielleicht iſt auch der Wein nicht ohne Antheil an dieſer Aeußerung. Wir wollen morgen davon weiter ſprechen.“

„Nein, nein!“ rief Julius, „noch heute — und in dieſem Augenblick mußt Du mir antworten.“

„Gut, gut!“ entgegnete Enrico mit dem Entſchluß, Alles zu ertragen, ſo ſchwer es ihm auch fiele, „wenn Du auf dieſem Tone beſtehſt, ſo muß ich Dich jetzt verlaſſen, bis eine Erklärung zwiſchen uns an einem andern Orte als dieſem ſtattfinden kann.“ Mit dieſen Worten wollte ſich der Graf entfernen.

Aber Julius vertrat ihm den Weg und rief erbittert: „Ha, Deine Abſicht iſt, mir zu entſchlüpfen: ſo habe ich alſo richtig vermuthet, als ich Dich für einen Feigling hielt!“ Zugleich erhob er die Hand um nach dem Grafen zu ſchlagen.

Mehr vermochte die Geduld Enrico's nicht zu ertragen; ihre Degen kreuzten ſich, während der Bediente, welcher, nichts Gutes ahnend, vor der Thüre ſtehen geblieben war und den Wortwechſel hörte, jetzt Hülferufend nach dem Banketſaal eilte.

Der Kampf dauerte nicht lange; die Thüre des Gemaches wurde aufgeriſſen und Lucia, von mehreren Gäſten begleitet, ſtürzte herein und trennte die Gegner. Mit Macht zog ſie den Grafen fort, überzeugte ſich bald, daß er nicht verwundet war, drückte ihn leidenſchaftlich an ihr Herz, und die hellen Thränen perlten aus ihren Augen.

„Ueberkommt Sie denn nicht das Gefühl der Schaam, wenn Sie in ſolcher Weiſe Ihre Leidenſchaft für einen

Mann kundgeben, der erſt angekommen und von Ihnen kaum gekannt iſt?" fragte Julius mit Bitterkeit.

„Schaam!" rief Lucia ihren Geliebten verlaſſend und mit Stolz und Würde vortretend, — „im Gegentheil, es iſt mein Stolz, laut und vor aller Welt zu erklären, daß Enrico Graf von Vellizani mein Bräutigam iſt."

„Ihr Bräutigam," wiederholte Julius dumpf, „dann bin ich verloren!" Er warf den Degen weit von ſich, ſtürzte aus dem Gemach — und das ganze Ereigniß verbreitete unter den Anweſenden kein geringes Erſtaunen. —

Die Erklärungen, welche Julius über das Verhältniß Lucia's und Enrico's erhielt, verletzten tiefinnerſt ſein Herz. Er ſah ſeine Liebespläne wie einen Traum verſchwinden und fühlte die drückende Stellung, in die ihn ſeine Leidenſchaftlichkeit dem Oheim und dem Vetter gegenüber gedrängt hatte. Schmerz und Reue in den Zügen, begab er ſich am nächſten Tage zu dem jungen Grafen und bat ihn eine Unbeſonnenheit zu verzeihen, welche gewiſſermaßen durch die Unkenntniß der Sachlage entſchuldigt wurde. Enrico fühlte aufrichtiges Mitleid mit ſeinem unglücklichen Nebenbuhler und ſchwor, als dieſer ihm die Hand darbot, ſeinem Vetter unverbrüchliche Freundſchaft zu. Nur dem alten Marcheſe ſchien dieſe Ausſöhnung nicht zu genügen; denn ihn hatte es auf das Tiefſte verletzt, daß ſein

Sohn unter was immer für Umſtänden es wagen konnte, den Degen gegen den Gaſtfreund des Hauſes zu ziehen. Nichts vermochte den unbeugſamen Alten die Rechtfertigung des Sohnes anzuhören. Seine ſtolze und von übertriebenen Ehrbegriffen erfüllte Seele, hegte nun einmal die Ueberzeugung, daß durch dieſe Handlung, deren Vorhergegangenes zu erfahren er ſich weigerte, ſein Wappen befleckt worden ſei.

Lucia hinwieder glaubte nicht recht an die aufrichtige Verſöhnung der beiden Rivalen. Ein Wort, ein Blick konnte, wie ſie fürchtete, die Flammen des Haſſes wieder erwecken und die gewaltſam zurückgedrängten Leidenſchaften mit neuer Macht hervorbrechen machen. Inbrünſtig betete ſie daher zum Himmel, daß die Stunde der Abreiſe des Vetters Julius, welche auf den dritten Tag nach der Ankunft Enrico's feſtgeſetzt war, herankomme, ehe ein unvorhergeſehenes Ereigniß den Frieden des Schloſſes von neuem erſchüttert.

Der Art waren die Geſinnungen und Gedanken der Schloßbewohner am 9. September, als am Abende vor Julius' Abreiſe. Die Hitze des Tages war vorüber, die Schatten der Bäume und Hügel fingen an ſich zu verlängern und ein milderer Luftzug, welcher das Antlitz der ſchönen Mailänderin anwehte, verkündete die in den ſüdlichen Ländern ſo duftig reizende Abendſtunde. Lucia ſaß in einem luftigen Pavillon, welcher die prachtvolle Ausſicht auf Thal und Gebirg gewährte; an der Seite

ſeiner Geliebten befand ſich Derjenige, der nur für ſie allein lebte. Ihre Hand, die kurz vorher der Guitarre ein paar ſchmelzende Accorde entlockt hatte, ruhte jetzt zärtlich gedrückt in jener des Grafen; ihr milder durchſichtiger Blick wurzelte in dem ſeinen und ihr Auge wurde allmälig ſchwimmend, als ob eine Perle des Glückes ſich daraus hervorringen wolle. Lucia, von ſüßen Gedanken gewiegt, konnte und mochte ſich ihrer holden Schwärmerei nicht entreißen, gleichſam als befürchtete ſie einer böſen Wirklichkeit zu begegnen, denn eine unausſprechliche Ahnung beunruhigte ſie. Jetzt hatte ſie den Kopf ſanft gegen Enrico's Schulter gelehnt, welcher in ſtillem Entzücken da ſaß und dieſem ſeligen Augenblick die Dauer der Ewigkeit wünſchte.

Endlich vermochte er nicht länger an ſich zu halten und drückte Lucia an ſein liebeglühendes Herz. Dieſe aber, vielleicht nur einer weiblichen Laune nachgebend, ſtieß ihn ſanft zurück und verwies ihm, in der Abſicht ſeine Leidenſchaftlichkeit zu ſänftigen, dieſen Ausbruch einer Liebe, auf welche ſie ſtolz war und die ſie um Alles in der Welt nicht weniger glühend wünſchte.

„Du ſollſt Dich," begütigte ſie, „von dem Ungeſtüm Deiner Gefühle nicht immer ſo hinreißen laſſen. Dein Vater zürnt Dir noch immer. Deine Heftigkeit iſt die Urſache, daß ihm der Verdacht nicht weichen will, Du habeſt in dem Streite mit Julius Unrecht gehabt. Fürwahr, Du mußt Dich mäßigen: ich bitte Dich dar-

um!" — Und ſie bemühte ſich, dieſe Worte mit recht ernſter Miene zu ſagen.

„Verzeihe," antwortete Enrico, „aber ich konnte mich nicht mehr zurückhalten. Dein reizendes Weſen, Dein Blick erregten einen Sturm in meinem Herzen; denn wie ich Dich liebe, hat noch Niemand geliebt. Und mit dieſem Pfande ſchwöre ich Dir ewige Liebe und Treue, und bekenne mich gern in Deinem Sinne ſchuldig."

In demſelben Augenblicke drückte er einen glühenden Kuß auf die Lippen ſeiner Braut. Lucia aber entzog ſich raſch ſeinem Arme und nahm jenes verletzte und ſchmollende Weſen an, welches die kokette Natur des Weibes im Norden wie im Süden für ähnliche Fälle bereit hat.

„O wie verſchieden," ſeufzte ſie, „iſt doch die Liebe eines Weibes von der zügelloſen Leidenſchaft eines Mannes!" — Und ſie griff nach der Guitarre, die liegen geblieben war, und ſang:

In des Abends lauer Kühle
Schweigt des Tages Lärmbewegung
Und der Leidenſchaft Erregung
Wandelt ſich in ſtilles Glück.
Oeffnet zärtlichem Gefühle
Sich die Seele mit Vertrauen,
Ueben ihre Macht die Frauen,
Liebevoll mit holdem Blick.

Männern iſt ein Spiel die Liebe,
Zeitvertreib für kurze Stunden,
Ihnen ſchlägt die Schönheit Wunden,
Doch der Wechſel heilet die.
Edler ſind des Weibes Triebe,
Ihre Liebe treuergeben
Endet nur mit ihrem Leben,
Denn ihr Leben iſt nur ſie.

Zum Verſtändniß dieſer an einer Italienerin ſeltenen Denkweiſe ſei hier erklärend beigefügt, daß Lucia von einer deutſchen Mutter ſtammte, und wie bei Julius, dem Nordländer, das heißere Blut ſeiner italieniſchen Mutter vielleicht der Grund ſeiner Leidenſchaftlichkeit war, ſo neigte hinwieder die ſchöne Südländerin durch Diejenige, die ſie geboren, zu der Schwärmerei und dem ernſtern Weſen des Nordens. —

„Du thuſt unſerem Geſchlechte Unrecht," meinte Enrico, nachdem ſie zu ſingen aufgehört hatte. Nur die Unbeſtändigkeit ſo mancher Mädchen, die mit unſeren Gefühlen ſpielen und ſie dadurch entwürdigen, treibt den Mann zu ſolcher Wiedervergeltung. O könnteſt Du in meinem Herzen leſen, Du würdeſt an den Unbeſtand der Liebe eines Mannes nicht denken."

Und indem er ſo ſprach, ergriff er ihre Hand, die ſie ihm ohne Widerſtand überließ. Er zog die Nachgebende ſanft zu ſich, daß ſie den Hauch ſeines Odems und die Schläge ſeines Herzens fühlen konnte, — als der plötzliche Eintritt eines Bedienten ſie eben ſo raſch

wieder trennte. Dieſer, ohne zu gewahren, wie ungelegen er gekommen, meldete dem Grafen, daß Julius ihn erwarte und bereits ganz gewaffnet ſei.

Lucia ſtieß einen Schrei aus, warf ſich ihrem Geliebten entgegen und verlangte lebhaft zu wiſſen, was das bedeute.

„Beruhige Dich, Geliebte," antwortete Dieſer lächelnd. „Giuſeppe mag Dir beſtätigen, daß ſich heute Morgens in der Richtung nach der Alp Bosco ein Paar Gemſen zeigten. Aber weder der Vetter noch ich konnten zum Schuſſe gelangen. Nun rühmt er ſich einer Art, ſie gegen Abend zu beſchleichen, welche im Steyer und in Tyrol üblich ſei, und ich will ihn nicht abreiſen laſſen, ohne ihm und mir das Vergnügen zu machen, ein Zeuge ſeiner Geſchicklichkeit zu ſein."

„Nein, nein!" unterbrach ihn Lucia, „Du täuſcheſt mich."

„Beim Himmel ſchwöre ich Dir, daß dies die reine Wahrheit iſt," entgegnete Enrico; „aber wenn es Dich im geringſten beunruhigt, ſo will ich dieſem Vergnügen gern entſagen, wiewohl ich fühle, daß Julius dadurch verletzt ſein und denken wird, meine geringe Freundſchaft für ihn führe dieſe Entſchuldigung herbei. Aber ich will mich lieber gegen den Freund verſündigen, als Dir nur einen Schatten von Kummer bereiten."

„Das wäre überflüſſig; Du ſiehſt, Enrico, ich bin ſchon wieder ruhig. Eine kindiſche Angſt bemächtigte

ſich meiner, die Du dem Mädchen verzeihen mußt, das Dich von Deinem Vorhaben abhalten wollte. Geh, mein Geliebter, aber nimm Dich wohl in Acht, daß kein Wort, keine Erörterung einen neuen Zwiſt entfache. Dein Vater iſt noch immer gereizt — und wie ſtrenge würde Dich die Welt verurtheilen! Bewaffnet, wie Ihr Beide ſeid, könnte ein einziger unbewachter Augenblick die ſchrecklichſten Folgen haben. Ich weiß nicht warum, aber eine fürchterliche Ahnung durchzuckte eben mein Herz." — Lucia, die einen Blick voll zärtlicher Beſorgniß auf ihren Bräutigam heftete, ſah auf ſeiner Stirne Wolken aufſteigen und fügte darum raſch hinzu: „Denken wir nicht mehr daran, ich hatte Unrecht; nur meine Zärtlichkeit für Dich konnte meine Seele mit ſolchen leeren Schreckbildern ängſtigen. Geh, mein Gebet wird Dich glücklich wieder zurückführen, und aus Liebe zu Der, die Dir ihr ganzes Leben weihen will, ſei beſonnen und ruhig."

Der Graf gab Giuſeppe ein Zeichen, ihm zu folgen, und bald darauf ſtieg er, fern vom Schloſſe, mit ſeinem Vetter den Gebirgspfad hinan, auf welchem ihnen von Zeit zu Zeit zahlreiche Landleute begegneten.

„Du weißt es nicht," ſprach Enrico zu Julius, nachdem ſie eine geraume Zeit im Gebirge hingeſchritten waren, „wie raſch und wie heftig die Gewitter hier zu Lande losbrechen, ſonſt würdeſt Du eilen, ein ſchützendes Obdach zu ſuchen, denn in Zeit von einer halben

Stunde wird der Sturm über unſere Häupter dahinſauſen.“

„Wie?“ meinte Julius, „unſere Jagd aufgeben, ohne ein Zeichen unſerer Geſchicklichkeit, ohne eine Beute heimzubringen? Dem Sturme zum Trotz will ich im Schloſſe den Beweis ablegen, daß ich nicht ſo unverrichteter Dinge heimkehre.“

In dieſem Augenblicke bogen ſie aus einer Schlucht, und erblickten einen ſpitz aufſtrebenden Hügel, deſſen Gipfel ſich ſcharf im Abendroth abzeichnete.

„Weiß Gott,“ fuhr Julius leiſe fort, „ſiehſt Du dort oben die Gemſe?“

„Allerdings,“ antwortete ebenſo Enrico, „aber ich ſehe auch, daß ſie vor uns ſicher iſt, Höhe und Entfernung iſt zu bedeutend.“

„Für mich nicht!“ erwiderte Julius und zog den Grafen vorſichtig hinter den Umbug zurück. „Ich wette, mein Reitpferd gegen Deine Doppelflinte, daß ich ſie erreiche. Gilt's?“

„Ich nehme es an, weil Du Deiner Sache ſo ſicher ſcheinſt. —“

Während dieſes leiſen Geſprächs hatte Julius das Viſir ſeines Stutzens gerichtet, legte ſich in Anſchlag und trat hervor. Einen Augenblick ſpäter blitzte das Pulver auf und mit dem Krach brach oben das Thier getroffen zuſammen und ſtürzte todt den jähen Abhang des Hügels herunter, bis es in einem Geſträuche etwa

fünfzig Schritte faſt ſenkrecht über ihren Köpfen hängen blieb.

„Ich habe noch keinen ſchöneren Schuß geſehen," ſagte Enrico ſtaunend, „und hätte es für eine Unmöglichkeit gehalten. Das verdient, erzählt zu werden, und wenn wir heimkommen, trinken wir auf Deine Jägergeſchicklichkeit. Aber jetzt laß uns eilen, um dem Wolkenbruch zu entgehen, der uns droht."

„Glaubſt Du, ich werde meine Beute ſo im Stich laſſen, den Beleg für die Wahrheit unſerer Erzählung? Nicht um die Welt ließe ich das Wildpret liegen, das übrigens auch bei Euch hier ein gar ſeltenes iſt. Es liegt nicht hoch und ich gelange leicht hinauf. Mache Dich inzwiſchen auf den Heimweg, ich komme gleich nach und hole Dich bald ein."

„Nein, darein willige ich nicht!" antwortete der Graf, und da ein Bauer eben in der Nähe vorüberkam, forderte er ſeinen Vetter auf, das Wild von dieſem holen und in's Schloß tragen zu laſſen, während ſie ſelbſt ohne Zeitverluſt vor dem Gewitter flüchten wollten. Julius, um dem Grafen zu Willen zu ſein, zog ſeine Börſe und bot dem Bauer ein Goldſtück, wenn er das Angedeutete thäte. Aber Dieſer weigerte ſich mit der Entſchuldigung, daß er erſt kürzlich ein Bein gebrochen, was es ihm unmöglich mache, eine ſo ſchroffe Felſenwand zu erklettern, welche ſelbſt für den gewandteſten Jäger gefährlich ſei. Auch Enrico drang in den

Bauer, aber erfolglos, da wandte ſich Julius lachend zu ihm und ſprach: „Ich habe Dich Einmal überraſcht, ich will es nun zum zweiten Male thun. Geh', lieber Vetter, und eile dem Schloſſe zu; ich aber wette nochmals mein Pferd gegen Deine Flinte, daß ich trotz des Vorſprungs, den ich Dir einräume, dennoch zuerſt daheim anlange, das Thier auf meinem Rücken. Alſo auf den Weg Beide, und ſpute Dich, damit ich Dich nicht für langſamer als eine Schnecke halte.

Mit dieſen Worten begann Julius den Hügel hinanzuſteigen und ließ ſeinem Vetter keine andere Wahl als den Heimweg einzuſchlagen, während der herannahende Sturm bereits durch das Nadelgehölz der Waldungen zu heulen begann. —

In kurzer Zeit hatte das Unwetter den höchſten Grad erreicht; Wirbelwinde rasten um die Eckthürme des Schloſſes und ſchlugen mit ſolcher Gewalt an die Mauern, daß dieſe in ihren Grundfeſten zu erzittern ſchienen. Finſterniß hatte ſich plötzlich auf Landſchaft und Wald gelagert, gleichſam um den Blitzen, die gar häufig aus den Wolken niederzuckten, ein grelleres Licht zu verleihen. Zum großen Schrecken der abergläubiſchen Diener des Schloſſes warf der Blitz die große Eiche nieder, welche außerhalb des Hauptthores den Eingang mit ihren hundertjährigen Armen geſchirmt und bis jetzt allen Stürmen der Zeit und des Wetters getrotzt hatte. Die Sage wollte wiſſen, das Leben die-

ſes ehrwürdigen Baumes und das Geſchick der Familie Pellizani ſei aneinander gebunden. Der ungeheure Schlag, welcher den Waldrieſen vernichtet hatte, zitterte in banger Angſt durch die Gemüther. Dichte Regenſchauer ſchlugen unaufhörlich an das Schloß und der Marcheſe wurde von Minute zu Minute unruhiger über das verlängerte Ausbleiben ſeines Sohnes und Neffen.

An dem Fenſter des großen Empfangſaales, welches nach dem Walde hinaus ſah, hielt ſich Lucia nur mühſam aufrecht und warf von Zeit zu Zeit einen ängſtlichen Blick nach dem dunklen Gewölke. Eine Lampe in der Mitte des Saales hängend erhellte den großen Raum nur ſpärlich, während Lucia am Fenſter in einer großen irdenen Schaale ein Feuer mit brennbaren Stoffen unterhielt, eine Art Leuchtfeuer, welches denen draußen den Weg nach dem Schloſſe weiſen ſollte, vor Allen natürlich ihrem Geliebten, den ihre Angſt bereits einem Unfall erlegen glaubte, oder der jeden Augenblick in einen der entfeſſelten Wildbäche ſtürzen konnte.

Der hellflammende Blitz, der durch die Fenſter hereinleuchtete, zeichnete tauſend fantaſtiſche Schatten auf die Wand, und nur die ungeheure Spannung, in welcher die Unruhe alle Sinne des Mädchens erhielt, machte es möglich, daß ſie ihre Stellung ſo lange behauptete. Endlich aber ganz erſchöpft, ließ ſie ſich in einen Stuhl ſinken und winkte einem Dienſtmädchen, das Feuer weiter zu unterhalten.

Kaum waren einige Minuten verſtrichen, ſo ſtieß dieſes einen Schrei aus. In dem grellen Scheine eines Blitzes hatte es den Grafen Enrico erblickt, und Lucia ſtürzte alsbald an's Fenſter, um durch Nacht und Finſterniß Denjenigen zu erſpähen, dem ſie mit namenloſer Ungeduld entgegenharrte. Ein Ausruf des Glückes entrang ſich ihrer gepreßten Bruſt, aber bald bemächtigte ſich ihrer wieder eine unausſprechliche Bangigkeit, ſie ſank auf den Stuhl und ſtotterte die Worte: „Himmel, ich danke Dir! . . . er iſt gerettet . . . . aber warum kommt er allein?"

Sie hatte ihr Angeſicht mit den Händen bedeckt, welche ſie bald ſanft zurückgezogen fühlte, und als ſie die Augen aufſchlug, ſah ſie Denjenigen vor ſich ſtehen, der ihr theurer als das Leben war. In demſelben Augenblicke war alles Erlittene vergeſſen und ſie ſank mit Freudenthränen in ſeine Arme.

Enrico drückte ſie zärtlich an ſein Herz, ſtrich die Locken aus ihrer ſchönen Stirne und betrachtete liebevoll die blaſſen, leidenden Züge, welche ihm deutlich den Umfang und die Tiefe ihrer Neigung kundgaben. Als aber Enrico ſeinen Arm zurückzog, hatte dieſer auf ihrem weißen Gewande einen Blutflecken hinterlaſſen. Bei dieſem Anblick flüchtete Lucia entſetzt aus ſeinen Armen, eiſige Kälte ſchnitt wie die Schärfe eines Stahles in ihr Herz, und bebend rief ſie: „Blut! woher kommt dieſes Blut?"

Enrico lächelte und konnte ſich die heftige Bewegung ſeiner Braut nicht anders erklären, als daß ſie ihn verwundet fürchtete. „Es iſt nichts als eine Hautritze," antwortete er begütigend, die ich mir zuzog, als ich den kürzeren, jetzt aber ſehr ſchlüpfrigen Pfad einſchlug und mich an den Dornſträuchen feſthalten mußte. Es iſt nichts, ſieh ſelbſt. Und er ſtreckte ſeinen Arm hin, deſſen Aermel ein wenig zerriſſen war.

„Du willſt mich täuſchen," rief Lucia zitternd; „das iſt es nicht, was ich wiſſen wollte; wo iſt Dein Vetter? ſprich, ſprich! ich beſchwöre Dich, wo iſt Julius?" Und ſie blickte ihn feſt an, gleichſam um die Gedanken in ſeiner Seele zu leſen.

Der Graf wurde vor Erſtaunen ganz verlegen, denn er begriff nichts von den Vermuthungen ſeiner Braut, welche ihrerſeits den Grund ſeiner Verlegenheit mißkannte, ſich ihm zu Füßen warf und in der höchſten Bewegung des Schreckens mit emporgehobenen Händen flehte: „O überlaſſe mich nicht ſo lange dieſem Zweifel, der mein Herz zermalmt!"

Enrico hob ſie empor, erzählte ihr, wie er mit ſeinem Vetter auf deſſen ausdrückliches Verlangen eine Wette habe eingehen müſſen, wobei dieſer eine Probe ſeiner beſonderen Gewandtheit ablegen wollte, und fuhr dann fort: „Ohne Zweifel hat er vor der Wuth des Sturmes Schutz ſuchen müſſen und dieſen leicht in einer der vielen hohlen Vertiefungen des Gebirgspaſſes

gefunden. Geliebte, laß doch auf Deinen Lippen wieder das Lächeln erblühen. Du weißt nun Alles, was geſchehen, und ſiehſt wohl, daß nicht der geringſte Grund zu ſolcher Aufregung vorhanden iſt."

Bei dieſen Worten drückte er einen Kuß auf die kalte Stirne Lucia's, welche ſeiner Mittheilung Glauben ſchenkte und ſich nach und nach von ihrem Entſetzen erholte; die Heiterkeit erleuchtete wieder ihre Seele und das Glück, Enrico wieder vor ſich zu ſehen, ließ die Roſen auf ihren Wangen erblühen.

Aber es dauerte nicht lange, ſo wurde die Thüre des Saales raſch aufgeriſſen und herein ſtürzte Lucia's Mädchen, welches bei Enrico's Ankunft fortgeeilt war, dem Marcheſe die glückliche Heimkehr ſeines Sohnes zu melden. Jetzt erſchien ſie blaß, zitternd, keines Wortes Meiſter und ſtotterte endlich: „Er iſt ermordet!"

„Wer?" fragten die Beiden.

„Baron Julius!"

Lucia hörte nichts weiter und ſank auf den Marmorboden hin, als ob mit einem Male alles Leben aus ihr gewichen. Der Graf ſtand wie vom Blitze getroffen.

Allmälig ließen ſich Schritte vernehmen, vier Diener, von allen Bewohnern des Schloſſes gefolgt, trugen auf einer Tragbahre den noch blutenden Leichnam Julius' herein, hinter ihnen kam ein Geleite von Sbirren mit brennenden Fackeln und zum Schluſſe der Marcheſe. Wie hatten ſich die Züge des alten Mannes verändert!

Seine Bläſſe war ſchrecklicher anzuſehen, als die des Todten, der mit ſtarren glaſigen Augen vor ihm lag.

Der traurige Zug hielt und mit einer Stimme, welche aus dem Grabe herauf zu tönen ſchien, befahl der Marcheſe: „Man ſchließe alle Ausgänge des Schloſſes, damit ſich Niemand daraus entferne. Ihr Diener der Gerechtigkeit tretet herbei.“

Enrico bebte, ohne ſich ſeine Angſt erklären zu können. Er eilte auf ſeinen Vater zu, um dieſen über das Vorgefallene zu befragen, und wollte ſeine Hand erfaſſen, aber der Marcheſe ſtieß ihn zurück und warf ihm einen fürchterlichen Blick zu.

„Was ſoll dies Alles heißen, mein Vater?“

„Nenne mich nicht mehr mit dieſem Namen, entarteter Sohn eines edlen Geſchlechts, nenne mich nie mehr ſo, verworfener Mörder!“

Dieſes Wort machte Enrico erſtarren und unfähig, einen Laut hervorzubringen, zeigten ſeine Geberden doch deutlich, daß er eine Erklärung dieſer eben ſo fürchterlichen als entehrenden Beſchuldigung erwarte.

Der Marcheſe nahm das Wort: „Haſt Du nicht heute dieſes Schloß in Begleitung Desjenigen verlaſſen, welcher hier in ſeinem Blute vor Dir liegt?“

Enrico nickte zum Zeichen der Bejahung.

„Man bringe die Waffe herbei.“

Ein Diener überreichte dem Marcheſe eine engliſche Doppelflinte.

„Gehört dieſes Gewehr nicht Dir?"

Enrico nickte wieder.

„Dann weiß ich, ob auch mein Herz bricht, meine Pflicht zu thun. Wiſſe, Unglückſeliger, dieſe Flinte wurde an der Seite der Leiche gefunden."

„Ich hatte ſie abgeſchoſſen, ehe ich den ſteilen Bergpfad zu beſteigen anfing; als ich auf dieſem ausglitt und mich an einem Buſche mühſam feſthielt, entfiel ſie mir und ſtürzte in die zur Seite hinlaufende Schlucht, wohin ich bei meiner Rückkehr in's Schloß einen Diener ſchicken und ſie holen laſſen wollte," — ſo entgegnete lebhaft der Graf.

„Elende Ausflucht!" antwortete der Marcheſe, „zeigt die Leiche nicht die friſchen Spuren eines Schuſſes durch ein Feuergewehr? Füge nicht noch die Lüge zum Morde! Doch warum auch länger über das Unzweifelhafte verhandeln. Nehmt ihn gefangen und führt ihn fort. In meiner Eigenſchaft als Richter dieſes Bezirks klage ich den Grafen Enrico Vellizani als der Tödtung ſeines Vetters ſchuldig an."

Lucia, welche während dieſer Vorgänge wieder zum Bewußtſein gekommen war, ſtürzte bei dieſen fürchterlichen Worten dem Marcheſe zu Füßen und rief: „Nein, nein, es iſt unmöglich! nehmen Sie die gräßliche Beſchuldigung zurück!"

Aber dieſes Flehen war vergeblich; der Zwang, den ein Vaterherz ſich auferlegt hatte, erſchöpfte die Körper-

kraft, und Derjenige, der, ein zweiter Brutus, die Stimme der Natur in ſeinem Buſen erſtickt, lag in dem Augenblick, als Lucia ihn anflehte, bewußtlos in den Armen ſeiner Untergebenen, während die Diener der Gerechtigkeit den jungen Grafen in ihre Mitte nahmen und ihn aus dem Saale führten, in welchem dieſe Scene der Angſt und des Schreckens vor ſich gegangen war.

---

Sondrio, der Hauptort des Veltlin, iſt an und für ſich nicht ſehr ſchön gebaut, aber ungemein romantiſch gelegen, theils in einer Ebene, theils an den Seiten eines Felſen am Ende eines kleinen Thales. Von einer Anhöhe, die den ganzen Ort beherrſcht, blicken die denkwürdigen Reſte des oft belagerten Schloſſes Maſegra, ein hiſtoriſcher Punkt in allen Revolutionen und Kriegen dieſes Landes. Das geſchäftige Treiben der Bewohner, die maleriſchen Weinpflanzungen ringsumher, der Ausblick auf den friſch durchſchlängelnden Malengo gewähren ein anziehendes Bild für den ruhigen Beſchauer.

Das war nun freilich Lucia nicht, denn im Palaſte des ehemaligen Vikarius' war das Schwurgericht verſammelt, um über Leben und Tod eines Mannes zu entſcheiden, und ihr geängſtigtes Herz pochte in mächtigen Schlägen. Neugierig und dicht geſchaart drängte ſich im Gerichtsſaale die Menge, um das Loos Enrico's

Grafen von Pellizani zu erfahren. Lucia hatte wegen ihres Ranges und den beſonderen Beziehungen zu der Familie des Angeklagten die Erlaubniß erhalten, ſich in einem Gemache neben dem Verſammlungzimmer der Jury aufhalten zu dürfen, und lauſchte athemlos jedem Worte, das aus dem Saale herübertönte. Inzwiſchen hatte ſie von einigen Herren, die das Tribunal verließen, vernommen, wie unbeſtimmt und haltlos Alles ſei, was zur Belaſtung des Angeklagten vorgebracht worden, und dieſe Mittheilung erfüllte ihre Seele mit Freude und Glück. Endlich verkündete ein Geräuſch, daß ſich die Geſchworenen zurückzogen, um über das Verdikt zu berathen. Der öffentliche Ankläger ſelbſt hatte ſich gezwungen geſehen, zu erklären, daß der Thatbeſtand allerdings nicht hinreichend aufgeklärt und die Anklage nicht genugſam begründet ſei, und ein Theilnehmender war herübergeeilt, um dem zitternden Fräulein hiervon Kunde zu bringen und beizufügen, daß ihr Bräutigam wohl alsbald freigeſprochen und von aller Welt für nichtſchuldig erklärt ſein werde.

Voll von Seligkeit ſank ſie auf die Kniee und wenngleich ihrem Munde kein Wörtlein entſchlüpfte, ſo hätte doch Jeder, der ſie zum Himmel emporblicken und die gefalteten Hände erheben ſah, entnehmen müſſen, mit welcher Inbrunſt und Dankbarkeit ſie ſich zu Demjenigen erhob, der auf dem Grunde der Herzen lieſt und der die geheimſten Gedanken und das ſtille Bangen

einer frommen und hingebenden Seele kennt. Ein Thränenſtrom kam dem ſchnellen Wechſel ihrer Empfindungen zu Hülfe und erleichterte ihr Gemüth; ſchon bereitete ſie ſich vor, das Gemach zu verlaſſen und Enrico zu erwarten, als der Wortwechſel eines Menſchen in Bauerntracht mit der Wache vor den inneren Gemächern des Juſtizhauſes ihre Aufmerkſamkeit feſſelte. Der Soldat wehrte dem Zudringlichen den Eintritt zu den Sälen der Richter und der Geſchworenen, und da Dieſer nach mehreren vergeblichen Verſuchen endlich einſah, daß er ſeinen Wunſch gegen den Willen der Wache nicht erreichen könne, ſo wies er dem Poſten einen an den Präſidenten des Gerichtshofes gerichteten Brief mit dem Bedeuten, es ſei von höchſter Wichtigkeit, daß dieſer Brief allſogleich an ſeine Addreſſe gelange. Die Wache ließ hierauf das Schreiben durch einen Gerichtsdiener beſorgen, und ſofort kam zum großen Erſtaunen Beider der Befehl, den Bauer ungehindert einzulaſſen.

Das Stillſchweigen, welches jetzt wieder im Gerichtsſaale herrſchte, belehrte Lucia, daß die Sitzung von Neuem eröffnet worden war. „Eile, zu hören," ſprach ſie zu ihrem Kammermädchen, „wenn der Graf freigeſprochen wird, und dann ſetze ihn in Kenntniß, daß ich ihn hier in der größten Spannung erwarte; er ſoll ſich durch die Beglückwünſchungen ſeiner Freunde nicht aufhalten laſſen, ſondern Diejenige aufſuchen, deren Liebe für ihn in den fürchterlichen Stunden, die

ſie erlebt hat, wo möglich noch gewachſen iſt.“ — Als die Dienerin, dieſem Befehle gehorchend, fortgegangen war, ſank Lucia auf einen Stuhl, das Herz von den entgegengeſetzteſten Gefühlen beſtürmt.

Ach, wie weit entfernt war ſie, zu ahnen, welchen Erfolg dieſe neue Berathung des Gerichtshofes haben werde!

Jedermann war voll Erwartung. Die Richter und die Geſchworenen hatten wieder ihre Plätze eingenommen, die Vertheidiger hatten ihre Geſpräche abgebrochen, die ſie in Abweſenheit des Hofes zu führen pflegen; Alles deutete darauf hin, daß nunmehr der Spruch erfolgen werde, und die dicht verſammelte Menge beobachtete das tiefſte Stillſchweigen.

Bevor dieſer Augenblick eingetreten, hatten ſich die Freunde Enrico's um dieſen gedrängt und ihm ihre lebhafte Theilnahme an ſeinem Ungemach, wie ihre Freude über den glücklichen Ausgang einer Angelegenheit ausgeſprochen, in welcher Verdachtsgründe ſo leicht die Verurtheilung eines Schuldloſen hätte herbeiführen können. Gerührt von dem Antheile, den er überall erregte, und von ſeiner Unſchuld überzeugt, ſah der Graf vertrauensvoll dem Verdikt entgegen, welches ihn gerechtfertigt der Geſellſchaft wiedergeben ſollte.

Der öffentliche Ankläger erhob ſich und Alles erwartete zu vernehmen, daß die Anklage grundlos ſei;

wie groß aber war das Erſtaunen der Zuhörer, als er den Hof einen neuen Zeugen zu hören erſuchte. Alle Augen wendeten ſich jetzt nach der Zeugenbank, auf welcher mittlerweile der Bauer, deſſen wir oben erwähnten, Platz genommen hatte. Das Verlangen wurde genehmigt und die Depoſition ergab beiläufig Folgendes:

„Ich bin ein Bewohner des Malengothales. Der Sturm überraſchte mich auf dem Heimwege von der Alp und trieb mich in eine Berghöhle, in welcher auch der Graf Schutz ſuchte und worin man ſpäter die Leiche des Ermordeten gefunden hat. Anfangs glaubte ich mich an dem dunklen Zufluchtsorte allein zu befinden. Aber in der Kürze und zu meinem großen Schrecken, vernahm ich wenige Schritte von mir zwei Stimmen, ohne jedoch in der Finſterniß etwas unterſcheiden zu können. Zitternd, daß dies vielleicht zwei Räuber aus der Bande des gefürchteten Ceſari ſeien, legte ich mich platt zur Erde und ſchob mich ſachte vor, um vielleicht in dem von außen hereinfallenden Schimmer etwas gewahren zu können. Das gelang mir auch bald, denn ich ſah, daß die Sprechenden, ihrer Kleidung nach, zwei Edelleute waren und ſchon ſtand ich im Begriff meine Mitanweſenheit zu erkennen zu geben, als ein raſches Wort des Einen einen plötzlichen Streit hervorrief, in deſſen heftigem Verlaufe der Andere, der größere, ſein Gewehr anlegte (wohl daſſelbe, das dort auf dem Büreau liegt) und den Erſteren todt zu Boden ſtreckte.

Der Mörder ſchleuderte hierauf die Waffe von ſich und floh in der Richtung nach dem Schloſſe Vellizani."

Bei dieſer Erzählung erhob die anweſende Menge ein Gemurmel der Ueberraſchung und des Unwillens. Enrico war auf die Anklagebank zurückgeſunken und bedeckte ſein Angeſicht mit beiden Händen. War dies ein Zeichen ſeines Schuldgefühls oder des tiefſten Abſcheu's? Niemand konnte es errathen, aber Jedermann folgte geſpannt der Frage des Vorſitzenden: „Würdet Ihr den Mörder wohl wieder erkennen?"

„Ich würde es," war die Antwort.

„Iſt es wohl der Mann, welcher auf jener Bank ſitzt?"

„Ja, er iſt es."

Der öffentliche Ankläger hatte die Anklage unglücklicherweiſe mit allem Scharfſinn und allen erdenklichen Wahrſcheinlichkeitsgründen durchgeführt und ſein Vortrag einen tiefen Eindruck hervorgebracht.

Der Vertheidiger fragte, warum dieſe Angabe, wenn ſie Wahres enthalten ſolle, nicht ſchon früher gemacht wurde?

Der Zeuge giebt vor, die mächtige Familie des Grafen, auf deren Ländereien er lebe, gefürchtet zu haben.

„Seid Ihr nicht durch irgend geheime Beweggründe zu einer ſolchen Anſchuldigung veranlaßt?"

„Wie wäre das möglich? Habe ich doch niemals

vor dem Auftritte in jener Höhle den Grafen geſehen. Er muß es ſelbſt beſtätigen, daß wir uns Beide gänzlich fremd ſind."

Wiewohl dem Grafen eine dunkle Erinnerung vorſchwebte, als ſei ihm dieſe Geſtalt ſchon irgendwo vorgekommen, ſo vermochte er ſich doch weder auf Zeit noch auf Ort zu beſinnen und mußte zugeben, daß die letzte Angabe des Bauers wahr ſei. Seine Selbſtvertheidigung, die alles Uebrige geradezu in Abrede ſtellte, ohne jedoch die anders erzählten Thatſachen irgendwie beweiſen zu können, verlor, im Vergleich mit der präciſen Faſſung und den Einzelpunkten der Anklage, an innerem Gewicht. Auch ſein Vertheidiger ſetzte ſich jetzt nieder, vielleicht mit der ſtillen Ueberzeugung, daß Diejenigen, die ſeinen Klienten für ſchuldig halten, nicht Unrecht haben dürften.

Die Einführung des franzöſiſchen Rechtes in dem italiſchen Königreiche hatte natürlich alle früheren Rechtsbräuche umgeworfen und jenes wurde, namentlich was die Gleichheit Aller vor dem Richterſtuhle anbelangt, zur Zeit, in welche dieſer Vorgang fällt, mit ziemlicher Gewiſſenhaftigkeit geübt. In dieſem Punkte kam die wachſame Eiferſucht der unteren Volksſchichten der Abſicht des Geſetzgebers zu Hülfe, welcher einen Schuldigen, um ſeiner Geburt oder Stellung willen, nicht ungeſtraft ausgehen laſſen wollte und von den Gerichten

dieſelbe Unparteilichkeit für den Bewohner des Palaſtes wie den der Hütte verlangte. —

Wir übergehen alle Zwiſchenmomente. Der Präſident erhob ſich endlich und ſprach mit ſichtbarer Bewegung die Verurtheilung zum Tode aus, welcher binnen drei Tagen zu vollziehen ſei. Der Graf ward in einem Zuſtande tiefſter Niedergeſchlagenheit nach dem Vorgemache geführt, in welchem ſich Lucia befand, und das er durchſchreiten mußte, um den Juſtizpalaſt zu verlaſſen. Die langſamen und gemeſſenen Schritte der Wache weckten dieſe aus dem ſtillen Hinbrüten, worin ſie verſunken war.

Nicht wiſſend, was geſchehen war, erhob ſie ſich lebhaft und eilte Jenem entgegen, an deſſen Leben das ihrige geknüpft war. Erſt wollte ſie ihren Blicken nicht trauen, als ſie ihn von Wachen umgeben und ſo niedergeſchlagen ſah. Der überraſchte und erſchrockene Blick der Braut begegnete aber einem ſo traurigen Lächeln, daß ſie daraus die ganze furchtbare Wahrheit errathen mußte. Entſetzt trat ſie zurück, dann ſtürzte ſie ſich mitten in die Gruppe und ſchrie: „Nein, nein, das kann nur ein Blendwerk ſein! Er iſt freigeſprochen, nicht wahr? o ſprecht, die Ihr Zeugen des Spruches waret: er iſt unſchuldig und frei, mein Enrico. Man hat mir es doch erſt vorhin geſagt. O wiederholt es mir, ſagt, daß falſcher Anſchein mich täuſcht, und ich will Euch ſegnen.“

Den Anweſenden traten die Thränen in die Augen,

ſie ſchwiegen, weil ſie einen ſo tiefen Jammer zu tröſten unfähig waren.

Jetzt ergriff ſie mit wirrer Miene die Hand des Grafen: „Die Grauſamen wollen mich durch ihr Schweigen tödten,“ flehte ſie; „an Dir, mein Geliebter, iſt es, durch ein Wort dieſe tödtliche Angſt zu bannen. Alles iſt erträglicher als Das, was ich leide! mein Herz bricht, ein Wort, ich beſchwöre Dich, ſprich aus Mitleid ein Wort oder mich erfaßt der Wahnſinn.“ — Und ſie ſtürzte zu den Füßen des Verhafteten.

„O theure Lucia!“ ſeufzte Dieſer mit von Thränen faſt erſtickter Stimme. Aber der Ton derſelben erweckte die Jammernde zur Beſinnung und ſie heftete den ſtarren Blick auf den Geliebten.

„Theure Lucia,“ ſprach er wieder, „morgen ſterbe ich.“

Ein gräßlicher Schrei der Verzweiflung und des Todes löſte ſich von ihren Lippen. Selbſt die Wachen und Gerichtsdiener durchzuckte dieſer furchtbare Laut mit Beben.

„Morgen . . . ſterben . . . unmöglich! . . . nein, nein . . . Du biſt unſchuldig . . . ich ſchwöre es bei meinem ewigen Heil! . . . Aber was zögere ich: zu den Richtern will ich eilen, mich ihnen zu Füßen werfen und nicht eher aufſtehen, bis ſie Dich frei erklären. Nein, Du darfſt nicht ſterben! . . . Wollen ſie Blut,

ſo gebe ich gern das meinige für Dich . . . Jetzt aber ſchnell, ſchnell, damit ich nicht zu ſpät komme!"

Und mit der Haſt der Verzweiflung ſtürzte ſie nach dem Saale, in welchem ſich noch die Richter befanden. — Indeſſen wurde Enrico, das Herz von unausſprechlichen Gefühlen zerriſſen, in das Gefängniß abgeführt, welches er nur verlaſſen ſollte, um das Blutgerüſt zu beſteigen.

Wer mitten in den Vergnügungen der Welt lebt und des Morgens ſein Lager nur verläßt, um die frohen Stunden zu berechnen, die ihn tagesüber erwarten, wie vergeht dem die Zeit ſo raſch. Die Stunden fliehen, ohne daß er es gewahr wird. Aber wie himmelweit verſchieden davon iſt die Lage eines Gefangenen! Nichts ſtört die fürchterliche Einſamkeit ſeiner Zeit; kein Sonnenſtrahl bezeichnet ihm die hinſchleichenden Stunden, noch den Wechſel von Tag und Nacht. Einſamkeit und Dunkel rings um ihn, nirgends ein Troſtes- oder Freundeswort — jede Stunde ſcheint eine Ewigkeit. Der Tod iſt einem ſolchen Leben vorzuziehen. In dieſer Lage waren Menſchen, die vordem eine tiefe Verachtung der Welt bewieſen, glücklich, eine Eidechſe oder eine häßliche Spinne zu zähmen, blos um durch dieſes ſchwache Glied noch mit der großen Kette der lebenden Weſen zuſammen zu hängen, um einen Blick zu finden, der ihrem begegnet, und eine

Bewegung, welche ſie überzeugte, daß ſie doch noch nicht ganz dem Grabe angehören.

So ſtand es auch um Enrico. Von Allen verlaſſen, von der Ewigkeit nur durch ein Paar Stunden geſchieden, ſenkte er den Kopf zur Bruſt und betete, daß der Tod dieſe ſchweren Prüfungſtunden abkürze. Es war Mitternacht; um fünf Uhr ſollte er zu leiden aufhören. Die Lampe vom Gewölbe des Gefängniſſes niederhangend, war im Erlöſchen und verbreitete nur jezuweilen einen unſicheren Lichtſchimmer. Auf ein Strohlager hingeſtreckt, verſuchte er, den Schlummer herbeizulocken, um ſeiner Qualen zu vergeſſen, als ſich die Thüre des Gefängniſſes ſacht öffnete; aber er wandte nicht einmal den Kopf, ſolchen Widerwillen empfand er gegen den Anblick ſeines Kerkermeiſters.

Jezt nannte eine ſanfte Stimme ſeinen Namen, und in einem Augenblick war er emporgeſprungen und Lucia lag in ſeinen Armen. Aber bald ſchob er ſie ſanft zurück, ſchien ſich das Gefühl vorzuwerfen, das ihn übermannt hatte, und fragte ſie, wie ſie ſich denn von einem Mörder an's Herz drücken laſſen könnte.

„Von einem Mörder!“ rief Lucia bewegt, „mag die ganze Welt Dich beſchuldigen, mögen die Heiligen niederſteigen, um Zeugniß gegen Dich abzulegen, ich würde es nimmermehr von Dir glauben.“ — Und ihr Auge leuchtete ſelbſtbewußt und ſtolz.

„Du hältſt mich alſo für unſchuldig, Lucia?“

„Ja, und der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich niemals anders gedacht habe."

„O dann bin ich glücklich!" rief Enrico mit einem Ausdruck von Seligkeit, „jetzt mag das Blutgerüſt meiner harren, nicht ein Seufzer ſoll mir über mein Loos entſchlüpfen. Sie, die ich aus ganzer Seele anbete, hält mich für unſchuldig — und zehnfacher Tod könnte nach einem ſolchen Geſtändniſſe meinen Muth nicht lähmen."

Erſchöpft von innerer Bewegung zitterte er, dann fügte er in feierlichem Tone hinzu. „Lucia Du haſt Balſam in die Wunden meiner Seele geträufelt, hab' Dank, der Tod hat jetzt keine Schrecken mehr für mich."

„O ſprich nicht vom Tode," entgegnete ſie, „ich komme, Dich zu retten."

Der Gefangene erhob den Kopf und blickte ſie mit traurigem Lächeln an.

„Durch Gold, habe ich," fuhr ſie fort, „für die Dauer einer halben Stunde, alle Hinderniſſe bei Seite geſchafft. Eile zu fliehen, die geringſte Verzögerung könnte uns Verderben bringen."

Der Graf richtete einen ernſten Blick auf ſie. Nach einem Augenblicke des Schweigens ſagte er: „Wie, Du konnteſt denken, ich würde einwilligen, einen ſchmachbedeckten Namen zu hinterlaſſen! Meine Flucht wäre das Geſtändniß der Schuld. Nein, niemals!" — Und er wendete die Blicke ab.

„Aber wenn Du bleibſt, ſo ſtirbſt Du," entgegnete zitternd das Mädchen. „Ich bin feſt überzeugt, daß Deine Unſchuld über kurz an den Tag kommen muß, und dann kannſt Du ſtolz und gerechtfertigt auftreten und die Hand Derjenigen verlangen, die doch nie eines Andern ſein wird. O zögere nicht länger; ein Wagen harrt in der Nähe Dein und bald wirſt Du weit von Deinen Henkern ſein."

„O, Lucia, Deine Worte klingen ſo ſüß. Wollte der Himmel, Du hätteſt mich ſterben laſſen, ohne dieſe letzte Seelenqual, nach allen den Peinen, die ich ſchon erduldet. Ich darf und will Deinen Vorſchlag nicht annehmen."

„Alſo Du ziehſt es vor, mir zu entſagen, ehe Du einige Tage lang den Verdacht erträgſt? O, wie bin ich unglückſelig!"

„Was Du von mir verlangſt, iſt unmöglich, ſprich nicht mehr davon. Ich liebe Dich mehr als das Leben, aber ich achte die Ehre noch viel höher als mein Leben. Keine Macht kann mich bewegen, eine ſchmachvolle Flucht zu ergreifen, welche meinem Vater den Tod brächte, weil er nun feſt überzeugt ſein müßte, ſein Sohn ſei ein Verbrecher, da er ſich feig dem Tod entzogen. Ich kenne ſeine ſtolzen Geſinnungen nur zu gut. Er würde mich verfluchen, und welches Glück könnte uns dann noch blühen? Mein Entſchluß iſt gefaßt; ich gehe meinem Geſchick entgegen, aber mit der

troſtreichen Hoffnung, daß wir in einer beſſeren Welt vereinigt werden."

„Enrico, Du liebſt mich nicht."

„Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ein Weib nie inniger und glühender geliebt wurde."

„Und doch verwirfſt Du das einzige Mittel, das Dich mir erhält, Du weiſeſt die Hand zurück, die ich Dir biete, und um eines leeren Vorurtheils willen treibſt Du mich in den Tod, denn ich fühle es, daß ich Dich nicht überleben kann."

Er ſchwankte von ihren Worten ergriffen. „Wohlan denn," rief er endlich, nicht mehr im Stande, ihren Bitten zu widerſtehen, „ſo erfülle ſich mein Schickſal nach Deinem Willen. Laß uns fliehen!" — und ſein Arm umfaßte ſie. — „Alles opfere ich der Freiheit und der Liebe, möge der Himmel und mein Vater mir verzeihen. Mir gehörſt Du nun ganz, wenngleich um den Preis der Ehre!" —

Er drückte einen glühenden Kuß auf Lucia's Lippen, zog ſie nach der Thüre des Gefängniſſes, die er raſch öffnete und befand ſich nun in dem ſchmalen äußeren Verbindungsgange, deſſen Seitenthüre in's Freie führte, — als plötzlich die bleiche, ſtrenge Geſtalt des Marcheſe wie ein Geſpenſt vor ihm ſtand.

Lucia ſtieß einen Schrei aus und ſank ohnmächtig zuſammen. Mit einem Wink bedeutete der Marcheſe Denen, die nun herbeigeeilt waren, die Ohnmächtige zu

beſorgen, dann wies er, gegen ſeinen erſtarrten Sohn gewendet, nach dem Eingange des Gefängniſſes, folgte ihm, ohne ein Wort zu ſprechen, dahin nach, verſchloß die Thüre ſorgfältig, damit kein Zeuge höre, was hier vorgeht, und ſprach nun traurig ernſt zu ihm: „Enrico, entarteter Sohn, habe ich Dich für ein ſolches Ende auferzogen? pflegte ich Dein mit meiner ganzen Liebe, damit Du wie der letzte Verbrecher ſterbeſt? Doch wozu noch Vorwürfe einem Menſchen, der ſich durch eine ſchmähliche Flucht ſchuldig bekannt und einen edlen Namen mit Schande bedeckt!“

Ohne darauf zu achten, daß Enrico ſeine Unſchuld mit feierlichen Eiden verſicherte, fuhr der Marcheſe fort: „Es iſt vergeblich, mich glauben zu machen, daß wer von ſeiner Unſchuld überzeugt iſt, jemals einwillige, die Schande dem Tode vorzuziehen.“

„Ich ſchwöre es bei der Verehrung für meine ſelige Mutter,“ wiederholte Enrico mit feſter Stimme, „ich ſchwöre es vor Gott, daß ich mir kein Verbrechen vorzuwerfen habe.“

Es folgte ein Augenblick des Schweigens und das Herz des Marcheſe erfüllte, wie es ſchien, ein Kampf. Aber bald wieder ſtoiſch wie zuvor fragte er: „Fürchteſt Du denn den Tod?“

„Ich bin Ihr Sohn,“ antwortete Enrico, „das iſt genug; gefangen und verurtheilt, ſehe ich ihm ohne Zittern entgegen.“

„Das höre ich gern und ich ſehe, daß ich Recht hatte zu glauben, das Blut der Pellizani könne nie von Furcht bewegt werden. Dieſer Muth ſpricht mehr für Dich, als alle Betheuerungen, und könnte mich faſt bewegen, Dir den unedlen Gedanken an Flucht zu verzeihen."

Spuren ſichtbarer Bewegung traten auf die Züge des Marcheſe. „Nicht wahr," fuhr er fort, „der Drang, der Schande, nicht dem Tode zu entgehen, veranlaßte Dich dazu? Du wollteſt Dich nicht auf ein Schaffot ſchleppen laſſen, Du wollteſt der unvernünftigen Menge nicht zum Schauſpiel dienen, noch ihr herzloſes Geſchrei und ihre Verwünſchungen hören; Du wollteſt nicht, daß ſie einen Seufzer höre oder ein leiſes Zittern gewahre auf der Miene des Nachkommen eines edlen Geſchlechtes. Sprich, Enrico, iſt es nicht Das, was ich in Deiner Seele leſe?"

„Warum, mein Vater, heben Sie die fürchterlichen Qualen, die meiner warten, ſo ſehr hervor?"

„Um Dir das Mittel zu weiſen, Dich ihnen ohne Schmach zu entziehen und den Makel zu tilgen, den Du unſerem Wappen dadurch zugefügt, daß dieſe Anſchuldigung Deiner nur möglich wurde, — endlich um Dir zu zeigen, um welchen Preis Du den Segen Deines Vaters verdienen kannſt." Die letzten Worte waren in ernſtem und feierlichem Tone geſprochen.

„Endigen Sie, endigen Sie!" rief der Graf in

großer Bewegung, „und augenblicklich ſoll geſchehen, was Sie verlangen.“

„Komm in meine Arme,“ antwortete der Marcheſe, „jetzt erkenne ich, daß Du würdig biſt, mein Sohn zu ſein.“ — Und feſt umfingen ſich die Beiden.

Nach dieſer Umarmung zog der Vater langſam ein kleines Fläſchchen aus der Bruſt hervor und reichte es Enrico. Nachdem er gewaltſam ſich ſelbſt überwunden, ſprach er mit dumpfer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen ſchien: „Dieſe Phiole enthält Gift; lebſt Du noch zwei Stunden, ſo mußt Du eine entehrende Strafe erdulden und das Schaffot befleckt unſeren Namen auf ewig. Entziehſt Du Dich dem rächenden Arme der Gerechtigkeit, ſo wird der letzte Zweig unſeres Geſchlechts den freiwilligen Tod gewählt haben und nicht durch den Henker gefallen ſein. Gott, der in meinem Herzen lieſt, ſieht wie ich Dich liebe und was ich um Dich leide; aber ich kann den Gedanken, über meinen Sohn erröthen zu müſſen, nicht ertragen. Jetzt ſprich und entſcheide Du ſelbſt über Dein Schickſal.“

In den Zügen des jungen Mannes war keine Bewegung wahrzunehmen und er erwiderte mit feſter Stimme: „Ich verſtehe und bin bereit, unter einer Bedingung Ihren Willen zu erfüllen.“

„Unter welcher?“

„Daß Sie mir verzeihen und mich ſegnen, dann trinke ich augenblicklich den Trank. Gott wird mir

eine Handlung vergeben, welche ich um die Ehre meines Vaters zu retten begehe. —"

Der Marcheſe ſtreckte die Hände über ſeinen knieenden Sohn aus; erſt ſchien ein brünſtiges Gebet ſeinen Geiſt zu beſchäftigen, dann ſprach er faſt tonlos: „Sei geſegnet, mein geliebter Sohn! mein würdiger Sohn! Nicht lange, ſo wird auch meinerſeits das Opfer vollbracht ſein, und ich ſehe Dich bald dort oben wieder! ... Aber horch, ſchon nahen ſie .... ſie dürſten nach Deinem Blute! ... Habe ich Unrecht gethan, ſo möge ich dort Verzeihung finden, wie ich Dir hier verzeihe!"

Und nachdem er Enrico noch einmal konvulſiviſch an ſein Herz gedrückt, entfernte er ſich raſch aus dem Gefängniß.

Man vernahm herannahende Schritte. „Du haſt Recht, mein Vater," rief Enrico; „Gott ſei meiner Seele gnädig und ſegne Lucia!"

Als ſich die Thüre öffnete, hatte er die Phiole bis auf den Grund geleert; er wandte ſich zu der eintretenden Wache und ſprach: „Laßt uns gehen, ich bin bereit, und der Zug verließ den Ort, an welchen kein Gefangener lebend zurückkehrt."

---

Etwa eine Stunde weſtlich von Sondrio in der Richtung nach Verbenno, unfern der Straße, welche

den Addafluß zweimal überſchreitend von Chiavenna und vom Comoſee hierherführt, und nicht weit von dem Fluſſe lag damals ein einzelnes Wirthshaus, in welchem ſich Schiffer, Fuhrleute, Fiſcher, Weinbergsarbeiter und die hierlands nicht ungewöhnlichen Müſſiggänger verſammelten. Die Einen ruhten aus, die Anderen gingen einem Erwerbe nach, die Letzteren ſuchten die Zeit zu tödten. Unter dem Gewande des Landmanns trieb ſich da wohl auch Mancher herum, von dem man, ohne es merken laſſen zu dürfen, ſtark vermuthete, daß er von den Plänen der Räuber, welche ſeit einiger Zeit dieſe Gegenden beunruhigten, Wiſſenſchaft habe.

In der Nacht, welche der oben erzählten Kerkerſcene unmittelbar voranging, herrſchte große Heiterkeit in den engen Räumen dieſes Wirthshauſes, das von Leuten aller vorhin genannten Gattungen erfüllt war. Zwei galante Veturinführer hielten zwei junge Bäuerinnen an der Hand und bemühten ſich auf's Beſte, eine zierliche Ronde mit ihnen zu tanzen, deren lebhafte Sprünge ein derber Winzer aus der Nachbarſchaft auf der Mandoline begleitete. An einem Tiſche ſaß eine Runde von Kartenſpielern, und in einer andern Ecke kauerte ein Menſch in Bauerntracht, welcher mit gellender Stimme die Zahlen im Mora-Spiel ausrief, mit der bei dieſem echt nationalen Spiel unentbehrlichen Heftigkeit der Pantomime begleitete und, wie ſich von ſelbſt verſteht, jeden Augenblick mit ſeinem glücklichen

Mitſpieler in Streit gerieth, welcher letztere einer der tüchtigſten Addaſchiffer war.

Die anweſende Geſellſchaft wurde bald durch die Ankunft eines Gensdarmerie-Detachements vermehrt, welches auf dem Wege nach Sondrio begriffen, dort mit Tagesanbruch einzutreffen Befehl hatte, um bei der Hinrichtung des Grafen Pellizani Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Schon hatte die eilfte Stunde geſchlagen, aber noch immer fuhren die Tanzenden in ihrem Vergnügen fort, die Trinkenden ſchienen immer mehr Durſt zu verſpüren und unter den Spielenden wurde es immer lebhafter. Die Gensdarmen unterhielten den Wirth von ihren Heldenthaten, denen dieſer aufmerkſam zuhorchte, und Alles zeigte die gute Laune einer verſpäteten Kneipengeſellſchaft.

Endlich ſchien ſich die Müdigkeit geltend zu machen; der Tanz hörte auf, die Mandoline verſtummte und Alles, mit Ausnahme der Spielenden, ſtand im Begriff ſich zu entfernen. In dieſem Augenblick erhob ſich zwiſchen dem Bauer und dem Schiffer wieder ein ſehr heftiger Streit über eine ausgerufene Zahl. Das ganze Wörterbuch der italieniſchen Schimpfnamen wurde erſchöpft, Drohungen ausgeſtoßen und geballte Fäuſte erhoben; nichts deſtoweniger ſchienen die beiden Gegner nach ausgetobtem Zorn, wie dies gewöhnlich geſchieht, wieder fortſpielen zu wollen, als der Schiffer ſich zu

dem Bauer hinüber neigte, und dieſem Etwas in's Ohr ſagte. Die Naheſtehenden hatten nur das Wort „Bandit" gehört. Eine Sekunde ſpäter lag der Unbeſonnene durch's Herz geſtochen auf dem Boden ausgeſtreckt. Der Mann im Bauerngewande hatte raſch ſein Meſſer aus dem Gürtel geriſſen und es bis an's Heft in die Bruſt des Schiffers geſtoßen, welcher lautlos zuſammenſtürzte, aber noch Kraft hatte zu rufen: „Ja, ich wiederhole es laut, Du biſt der Lieutenant des Banditen Ceſari, derſelbe, auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt iſt; ich erkenne Dich gar wohl!"

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo verſchied er. Die Gensdarmen hatten ſich des Mörders bemächtigt, welcher ganz ruhig und unbewegt blieb. Ihr Anführer holte einen Steckbrief aus der Taſche hervor, deſſen Signalement keinen Zweifel übrig ließ, daß das unglückliche Opfer die Wahrheit geſprochen. Der Gefangene allein ſchien die allgemeine Ueberraſchung nicht zu theilen; er lächelte jetzt und ſagte in ruhigem Tone: „Spart Euch alle weitere Ueberzeugung; dieſer Unglückliche hat wahr geſprochen: ich bin Ceſari's Lieutenant; aber das hat nichts zu ſagen, denn ich kenne ein Geheimniß, welches mir alsbald Gnade und Freiheit einbringen muß, ja Geld und Ehren, wenn ich will. Doch dazu bedarf's der Eile, führt mich zu Eurem Vorgeſetzten."

„Ich bin es, der das Detachement führt," entgeg-

nete ein alter Sergeant, deſſen grauer Bart ſowie die Auszeichnung auf der Bruſt von langjährigen Dienſten zeugte, „eröffne mir, was Du weißt.“

„Nein, nicht Dir, nur einem Höheren als Du biſt, kann ich mein Geheimniß anvertrauen.“

„In dieſem Falle wirſt Du bis morgen warten müſſen,“ brummte der Veteran, „denn ich rühre mich dieſe Nacht keinen Schritt von hier. Giuſeppe,“ wandte er ſich an einen ſeiner Leute, „faſſe den Leichnam mit dem Wirth an und ſchafft ihn hinauf; oben wachſt Du dabei, daß ihn Niemand berührt. Wir haben heute einen ſchönen Fang gemacht.“

„Hört,“ unterbrach der Mörder, „und paßt Alle wohl auf meine Worte auf. Das Leben des jungen Grafen Pellizani iſt gerettet, wenn ich binnen jetzt und zwei Stunden mit dem oberſten Delegaten der Landſchaft ſprechen kann; wenn nicht, ſo komme ſein Blut auf Euer Haupt.“

„Wenn das Wahrheit iſt,“ erwiderte raſch der alte Sergeant, „ſo könnte ich Dich faſt umarmen, denn der junge Graf war einer unſerer bravſten Officiere und ich ließe mir mit Freuden die Hand abhauen, wenn ich ihn dadurch retten könnte.“

Der Bandit rief alle Heiligen zu Zeugen an, um die Wahrheit ſeiner Ausſage zu bekräftigen. Die Gensdarmen beriethen einige Minuten untereinander und er-

klärten ſich dann bereit, nach Sondrio aufzubrechen. Nachdem ſie alle Vorkehrungen getroffen, machten ſie ſich auf den Weg, und als es zwei Uhr ſchlug, rückten ſie in Sondrio ein.

Aber hier gab es trotz allen Drängens von Seite des Gefangenen Aufenthalt; das Detachement mußte gemeldet und einem Theil deſſelben erſt die Erlaubniß ertheilt werden, den Banditen weiter zu geleiten, denn der Oberdelegat wohnte eine gute halbe Stunde jenſeits der Stadt auf einer nach dem Orte Ponte zu gelegenen Villa. Endlich wurde auch dieſe erreicht, aber es war Nacht, die Dienerſchaft ſchwer zu erwecken, es dauerte lange bis die Meldung an den Beamten gelangte und, als ob das Glück dem Plane des Räubers entgegen ſei, es nahete bereits die erſte Tagesdämmerung, als der Lieutenant Ceſari's vor dem Oberdelegaten des Veltlin erſchien.

Nun wurden erſt die Vorunterhandlungen über die Begnadigung des Gefangenen eröffnet, worüber man ſich nicht wundern darf, weil faſt alle Regierungen der lombardiſchen und angrenzenden Landestheile zu derlei Conceſſionen ihre Zuflucht nahmen und oft den einzelnen Verbrecher vertragsmäßig frei ausgehen ließen, wenn aus ſeinen Enthüllungen Nutzen für die allgemeine Sicherheit geſchöpft oder gefährlichere Subjecte unſchädlich gemacht werden konnten. So erhielt denn auch der Bandit die Zuſicherung des Oberdelegaten, für

ſeine Begnadigung in Mailand wirken zuwollen, wenn durch ſeine Ausſage die Unſchuld des Grafen Pellizani unzweifelhaft dargethan und dieſer vom unverdienten Tode gerettet wurde.

Der hierdurch ermuthigte Räuber legte hierauf mit feſter Stimme folgendes Geſtändniß ab:

„Ich war es, der den deutſchen Baron getödtet. Er begegnete mir gegleitet von dem Grafen, der jetzt zum Tode verurtheilt iſt, forderte mich auf ein von ihm geſchoſſenes Wild vom Felſen herab zu holen und während er mir eine Belohnung reichen wollte, gewahrte ich, daß ſeine Börſe mit Gold gefüllt war. Ich ſchlug ſein Anerbieten aus, weil ich einen Auftrag zu beſorgen hatte und mich nicht aufhalten wollte. Da brach der Sturm herein und während ich in einem natürlichen Felſengewölbe Schutz ſuchte, ſah ich auf dem Pfade über mir den Grafen allein vorbeiſchreiten; der ſchlüpfrige Boden machte ihn ausgleiten, wobei ihm ſein Jagdgewehr entfiel, welches faſt unmittelbar zu meinen Füßen niederrollte; er eilte unbekümmert darum in der Richtung nach dem Schloſſe Pellizani fort. Ich raffte die Flinte auf, lud ſie und nahm mir vor, meinem Hauptmann ein Geſchenk damit zu machen, wohl auch nebenher ein Wild damit zu ſchießen, wenn mir eines auf meinem Gange aufſtieße. Alsbald verließ ich die Höhle wieder, begab mich auf den Weg und war nur wenige Schritte gegangen, als ich den

Deutſchen den Felſen emporklettern ſah, auf welchem das erlegte Wild hing. Da überkam mich der Gedanke, mich ſeiner goldgefüllten Börſe und zugleich auch des Wildes zu bemächtigen. Ich näherte mich vorſichtig und tödtete ihn mit einem Schuſſe. — Runzeln Sie nicht die Stirne ſo, Excellenza, das Leben eines Menſchen gilt nichts, wenn man mit dem Morde vertraut iſt. Da der Todte auf einem Abſatz des Felſens lag, dauerte es einige Zeit bis ich zu ihm gelangte und an's Ausbeuten gehen konnte; da erſchienen Leute von der Dienerſchaft des Marcheſe auf dem ſteilen Pfade mir gegenüber, wahrſcheinlich um die beiden Jäger zu ſuchen. Glücklicherweiſe hatte mich Niemand bemerkt, ich ließ die Flinte liegen, welche mich nur gehindert hätte, und floh in entgegengeſetzter Richtung. — Aber wie empfing mich Ceſari, als ich ihn fand! Er ſchäumte vor Zorn und wüthete, daß meine Unbeſonnenheit die ganze Bande gefährde, weil jetzt unfehlbar die ſchärfſten Ausforſchungen nach dem Mörder ſtattfinden würden. Um ihn zu beruhigen, begab ich mich einige Tage ſpäter zur Stadt, nachdem ich die Verhaftung des Grafen erfahren hatte, und täuſchte den Juſtizhof durch meine Ausſage, welche Ihnen bekannt iſt und welche Demjenigen, auf dem der Verdacht des Verbrechens ruhte, das Todesurtheil brachte. — Jetzt, Excellenza, können Sie mit gutem Gewiſſen den jungen Grafen der getäuſchten Gerechtigkeit entziehen und meine Begnadigung

anordnen, damit Jedem ſein Recht widerfahre," — ſo ſchloß der Bandit mit lächelndem Munde.

Der Oberdelegat ließ ſich kaum Zeit, den Schluß der Erzählung anzuhören. Er ließ ſeine beſten Pferde ſatteln: „Fliege Antonio," rief er einem ſeiner Diener, „nach Sondrio, zwei der Gensdarmen ſollen Dich begleiten; hier iſt der Befehl, die Hinrichtung aufzuſchieben. Tod oder Leben hängt von Deiner Schnelligkeit ab! Ueber Dein Loos, Bandit, wird ein Höherer als ich entſcheiden; ihr bewacht ihn und transportirt ihn nach Mailand." — Diener und Gensdarmen hatten ſich in die Sättel geſchwungen: „Fünfzig Dukaten Dem," ſchrie er ihnen nach, „der zuerſt auf der Richtſtätte anlangt und verhindert, daß das Blut eines Unſchuldigen vergoſſen werde!" — Er konnte nicht mehr und ſank, von innerer Bewegung faſt erſtickt, in einen Stuhl.

---

Ein freier Platz in nordweſtlicher Nähe von Sondrio war zur Vollziehung der Hinrichtung beſtimmt worden. Hinter einem dichten Nebelſchleier war das erſte Licht des Tages angebrochen, gleichſam als wollte es mit ſeinen Strahlen nicht unmittelbar das traurige Schauſpiel beleuchten, welches heute bevorſtand. Das Gevierte des Richtplatzes war zu drei Seiten von Militär beſetzt, durch deſſen Bajonnete das erhöhte Blutgerüſt, nur noch ſeines Opfers harrend, herüberblickte.

Eine zahlloſe Menge wogte auf der weiten Ebene und auf den Zügen der Wartenden lag jene grauſame Neugierde, welche in allen Ländern das Volk zu einer Hinrichtung herbeizieht, nicht unähnlich den Raubvögeln, die ſich um einen Leichnam verſammeln. Leider ſäumt da, wo man ganz kaltblütig zuſieht, wie einem Bruder das Leben geraubt wird, auch das weibliche Geſchlecht nie, in großer Anzahl zu erſcheinen.

Bald vernahm man von ferne ein Gebrauſe wie das der andringenden Meeresfluth. Endlich ſah man langſam einen Karren herankommen, welchem ein Trupp Gensdarmen voranging und ein anderer folgte und worauf zwei Männer: Enrico von Pellizani und ſein Beichtvater, ſaßen. Die männliche Faſſung, mit welcher Erſterer ſein Haupt zur Verbüßung des vermeintlichen Verbrechens dem Schaffot entgegentrug, ſetzte alle Zuſchauer in Erſtaunen. Mit feſten Schritten ging er die Stufen des Gerüſtes hinan. Als ſein Blick auf das Todesurtheil fiel, überzog eine ſtärkere Bläſſe ſein Antlitz, aber ohne daß auf dieſem das geringſte Zucken wahrzunehmen geweſen wäre. Auf ſeinen Wunſch wurde ihm eine kurze Friſt bewilligt, um ſeine letzten irdiſchen Gedanken zu ordnen und das letzte Gebet an Denjenigen zu richten, vor dem er gar bald erſcheinen ſollte. Er war niedergekniet, und als er ſich wieder erhob, waren Alle, die das Schaffot in der Nähe umſtanden, über die Veränderung erſtaunt, welche in ſo

wenigen Augenblicken mit dem Aeußeren des Verurtheilten vor ſich gegangen war. Auf ſeinen Wangen dunkle Flecken, die Augen matt und unbeweglich, der Körper ſchwankend, die Züge wie durch heftige innere Schmerzen verzerrt, ſchien er bereits eine Leiche, und ohne die Ueberzeugung, daß dieſer erſt ſo unerſchütterte junge Mann keinen Augenblick von der Stelle gekommen war, hätte man ihn jetzt für einen anderen Menſchen halten können.

Dieſe Bemerkung verbreitete ſich allgemein und beſtätigte immer mehr, daß Enrico wirklich ſchuldbeladen ſei. Die Sympathie, welche die Menge vorhin für ſeine Jugend und ſeinen Muth kundgab, verſchwand. Schon hatte ihm der Beichtiger zum letzten Male die Hand gedrückt, ſchon bereitete ſich der Nachrichter zum gräßlichen Werke vor, ſchon begannen die anweſenden Mönche den Chorgeſang für den Sterbenden, als plötzlich ein durchdringender Schrei an das Ohr der Anweſenden ſchlug. Ein Mann kam auf einem weißſchäumenden Pferde dahergeſprengt, zwei Gensdarmen folgten zu Roſſe dicht hinterdrein. „Haltet ein!“ ſchrie er, „er iſt unſchuldig! Haltet ein, auf Befehl des Oberdelegaten!“ und ſchwenkte hoch in der Luft ein flatterndes Papier, welches er, nachdem ihm die Menge überall Platz gemacht, dem Commandanten der Execution überreichte.

Die Freunde Pellizani's drängten ſich alsbald zu

dieſem heran, aber die unerwartete Kunde hatte nicht den geringſten Eindruck auf den Unglücklichen gemacht, welcher jetzt plötzlich wie todt auf dem Schaffot zuſammenſtürzte. Schleunig wurde alle Hülfe aufgeboten und in der allgemeinen Ueberraſchung und Bewegung gewahrte man faſt einen Wagen nicht, welcher jetzt auf dem Platze hielt und aus dem ein junges Mädchen ſprang. In einem Augenblick lag ſie auf den Knieen bei Enrico, deſſen eiſige Hände ſie mit dem Rufe „Endlich gerettet!“ umfaßte. Dieſe Stimme rief für einen Augenblick noch das Leben in die Bruſt des Sterbenden zurück, der die Augen aufſchlagend ſich bemühte, Lucia noch einmal an ſein Herz zu drücken und mit matter Stimme ſprach: „Lebe wohl, o Du, die ich ſo ſehr geliebt .... ich ſterbe .... aber unſchuldig .... ich ſegne Dich ... und meinen Vater .... deſſen ...“ Er konnte nicht weiter reden, ein konvulſiviſches Zucken durchſchütterte ſeinen Körper — er hatte aufgehört zu leben.

Noch kannte Lucia den ganzen Umfang ihres Unglücks nicht. In höchſter Bewegung durch den neueſten Wechſel der Dinge, unvermögend, ſich die Worte ihres Bräutigams zu erklären, verließen ſie ihre Kräfte und man mußte ſie in ihren Wagen zurückbringen, da für den Augenblick eine glückliche Ohnmacht ſie von den ſchrecklichen Qualen trennte, welche auf ihr armes Herz eindringen ſollten.

Als dem Marcheſe die fürchterliche Ueberzeugung wurde, daß er ein unzeitiges Verbrechen begangen und ſich dadurch ſeines einzigen Glückes auf dieſer Welt beraubt habe, bemächtigte ſich ſeiner die qualvollſte Reue. Er geſtand, daß er ſelbſt ſeinem Sohne Gift gegeben, und verlangte dem Gerichte ausgeliefert zu werden, was auch geſchah. Er verheimlichte nichts von den Triebfedern ſeiner unmenſchlichen Handlung, denn er betrachtete es als ein Glück, wenn ihn der Tod recht bald, ſei es auch auf dem Schaffot, heimſuche.

Trotz dieſer freiwilligen Geſtändniſſe nahm die Voruntersuchung aus beſonderen Gründen längere Zeit in Anſpruch. Der Marcheſe benutzte dieſe, um ſeinem Schwager, dem Vater des unglücklichen Julius, jetzt die wahre und offene Mittheilung aller Vorfälle zu machen — eine Art moraliſchen Teſtaments, das ihm keine Ruhe ließ, da er unmittelbar nach Enrico's Verurtheilung in jener ſtoiſchen Weiſe nach Deutſchland berichtet und den eigenen Sohn als Verbrecher bezeichnet hatte. Der Gedanke, ſein höchſtes Gut ſelbſt vernichtet, ſein Wappen ſelbſt verunreinigt zu haben und mit der Ewigkeit zerfallen zu ſein, wirkte ſo zerſtörend auf ſeinen Geiſt, daß ſich Spuren des Irrſinns zeigten, welche gar bald ſo entſchieden hervortraten, daß die Beendigung der eingeleiteten Unterſuchung aufgegeben und der Unglückliche in ein Irrenhaus gebracht werden mußte.

Mit Lucia, welche von allen dieſen gräßlichen Ereigniſſen am ſchwerſten betroffen war, hatte weder Wahnſinn noch der Tod Mitleid. Ein langes freudenleeres und nur der Wohlthätigkeit gewidmetes Leben machte die Arme zur Denkſäule ihres eigenen Schmerzes und zur Hüterin eines Hauſes, welches nach dem Tode des alten Marcheſe an deſſen zweiten Neffen überging.

# Geſund und krank.

# I.

Die Strahlen der ſcheidenden Sonne ſpielten auf den Schieferdächern der kleinen Stadt Mosbach; man hörte vom großen Kirchthurme die letzten Glockenſchläge des Angelus, und die Kühe, welche von der Weide kamen, ſuchten in den Vorſtädten ihr Obdach wieder zu erreichen; die Fenſter der Häuſer der Wohlhabenderen öffneten ſich der Abendkühle, man ſah junge Mädchen emſig an der Seite ihrer Mütter ſticken, während die Thüren der Aermeren mit Frauen, Greiſen und Kindern beſetzt wurden.

So reizlos es manchmal ſcheint, ſo hat doch jeder Ort ſo wie jedes Geſicht ſeine Stunde der Anmuth, wenn auch ohne eigentliche Schönheit. Dieſe freundlichen Strahlen der ſcheidenden Sonne, dieſe Fenſter und dieſe Thürſchwellen, welche ſich ſo ſchnell bevölkern, der Geſang der Spinnerinnen, das Blöken der Heerden, Alles gab in dieſem Augenblicke der kleinen Badiſchen Stadt ein heiteres, gefälliges Anſehen. Aber wenn

Alles dieſes dem Blicke anziehend war, ſo wurde er noch mehr durch ein Bild gefeſſelt, welches die grünenden Hecken eines Gartens, am Ende der Vorſtadt, verbargen. Hier in einer Laube von Weinlaub, durchſchlungen von Jasmin und Bengaliſchen Roſen, ſaß ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren. Viele Studien hatten ſein Haar an den Schläfen ſchon etwas grau gefärbt; aber keine Falte runzelte ſeine Stirn, keine Erſchlaffung verrieth ſich in ſeinen Geſichtszügen. Eine ſeiner Hände hielt ein halbgeöffnetes Buch, die andere war auf den Arm einer Frau geſtützt, welche um einige Jahre jünger als er war. Heiterkeit ſpiegelte ſich in allen Zügen dieſer Letzteren, aber mit einer Schattirung von Gleichmuth und Ruhe, ſelbſt mit etwas Phlegma verbunden. Bei dem Einen war die Ruhe angeborene Natur, bei dem Anderen Folge vom Nachdenken. Wenn man dieſe zwei Seelen, gleich ruhig und doch von ganz verſchiedener Art, durch ein Bildniß darſtellen müßte, ſo wäre die der Frau der klaren, aber wenig tiefen Quelle, welche von mooſigen Felſen des Waldes eingefaßt glänzt, und die des Mannes einem großen ruhigen See zu vergleichen, deſſen helles Waſſer bis auf den Grund blicken läßt.

Beide ſahen, ſeit einigen Minuten, einem kleinen Knaben und einem kleinen Mädchen zu, die nahe am Eingang der Laube knieten und emſig damit beſchäftigt waren, Blumen in den Sand zu pflanzen, welche ſie

ſo eben gepflückt hatten, und dann wieder fortliefen, um aus den Blumenbeeten noch andere Blumen zu holen.

„Arme Kinder, die nicht wiſſen, daß morgen Alles verwelkt iſt," ſagte die Mutter mit einem beinahe gerührten Lächeln.

„Laß ſie die Erfahrung darin machen, Ludmilla," erwiderte der Vater; „ſie müſſen früh lernen ſich vor Gärten zu hüten, in denen es nur Blumen giebt! — Es iſt der Unverſtand ſo vieler Menſchen, daß ſie es gerade ſo machen, wie dieſe Kinder. Anſtatt die Freuden des Lebens, eine nach der anderen, ſich entfalten zu laſſen, pflücken ſie ſie alle auf einmal, ſie pflanzen ſie in den Sand und ſind erſtaunt, ſie den anderen Morgen verwelkt zu ſehen."

„Ach, wenn Alban und Natalie es nur nicht dereinſt eben ſo machen!" meinte Ludmilla, mit dem ſchmerzlichen Vorgefühl einer Mutter.

„Warum fürchteſt Du das?" tröſtete ihr Mann, „ſind wir nicht da, um ſie zu lehren, daß das Glück eine Pflanze iſt, deren Wurzel man vor allen Dingen warten und pflegen muß."

„Ja, Du haſt recht, Reinhold," entgegnete die junge Frau und lehnte ihren Kopf mit Vertraulichkeit auf die Schulter ihres Mannes; „wenn ſie irren, wirſt Du ſie zurecht weiſen; wenn ſie leiden, wirſt Du ſie heilen! Biſt Du nicht der Seelenarzt?"

Reinhold lächelte und ſtreifte mit ſeinen Lippen Ludmillens Haar. Der Titel eines Seelenarztes ward ihm zuerſt von einem Freunde gegeben, welchen er von Verzweiflung gerettet hatte, und unvermerkt war die Bezeichnung ſo allgemein geworden, daß alle ſeine Bekannten ihm dieſen Namen beilegten. Unglückliche, welche ſein ungeſtörtes Glück ſahen, nahmen ihre Zuflucht zu ihm, wie Verarmte zu dem Reichen. Handelte es ſich darum, eine Leidenſchaft zu bekämpfen, den Muth aufrecht zu erhalten, eine innere Wunde zu heilen, ſo ſuchte man bei ihm Rath und Heilmittel. Er hatte nach und nach die Funktionen an ſich geriſſen, die ſonſt den Prieſtern obliegen, welche aber, in unſerem vom Glauben entblößten Zeitalter, der Prieſter nicht mehr zu erfüllen im Stande iſt. Aehnlich den Heilkünſtlern in den Dörfern, welche ohne Diplom die zerbrochenen Glieder ihrer Nachbarn heilen, ſo verband Reinhold die gebrochenen Herzen ſeiner Freunde ohne einen anderen Titel, als den ihrer Wahl. Dieſe oft wiederholten Heilkuren hatten ihm ſelbſt einiges Zutrauen in ſeine Grundſätze eingeflößt; überdieß hatte ſich noch keine Gelegenheit dargeboten, dieſes Lügen zu ſtrafen, und er konnte ſie immer mit ſeinem Beiſpiel unterſtützen. Sein Glück rechtfertigte ſie, denn dieſes Glück war in ſeinen Augen keine Himmelsgabe, ſondern eine Belohnung, und anſtatt es mit Erkenntlichkeit anzunehmen, brüſtete er ſich damit wie mit einer Eroberung.

Mehrere Urſachen hatten zu dieſem Irrthume beigetragen. Von ſeiner Mutter auf einem einſamen Landſitze des Oberlandes erzogen, glaubte er ſtolz ſein zu dürfen, den gewöhnlichen Verſuchungen der Jugend entgangen zu ſein, und ſpäterhin ſtellte er ſich das Leben nur als einen Spaziergang vor. Nach dem Tode ſeiner Mutter ſich allein fühlend, führten ihn unvorhergeſehene Umſtände Ludmillen zu, die ihm Liebe bot, wo er im Begriffe war ſie zu fordern, und ſo war Alles ſeinen Wünſchen zuvorgekommen. Einmal in den reizenden und einſchläfernden Kreis des häuslichen Lebens eingetreten, hatte ſich natürlich das Aufbrauſen der Jugend in ihm beſänftigt. Seine Leidenſchaften wurden durch die Gewohnheit gezügelt und die muthigen Roſſe ſeiner Phantaſie ſah er in ein ruhiges friedliches Geſpann umgewandelt, welches ihn inmitten der Stunden und der Tage ohne anzuſtoßen ſpazieren führte. An Allem dieſen hatte das Temperament einen kleinen Antheil, einen größeren der Wille und einen unermeßlichen der Zufall.

Aber wenn auch Falkenberg an den Grenzen deſſen, was man „die Welt“ nennt, ſtehen geblieben war, ſo hatte er doch nicht aufgehört, aus dem Hintergrunde ſeines Stilllebens in ſie hinein zu blicken, und dieſem Studium verdankte er eine trügeriſche Erfahrung. Aufrecht auf feſter Erde ſtehend, gewahrte er das Schwanken des Schiffes nicht, noch das Anſchlagen der Wogen,

er ſah mit etwas verächtlichem Erſtaunen die wüthende Aufregung der Matroſen und es ſchien ihm, daß eine zu rechter Zeit gegebene Erinnerung ſie zu der Ruhe zurückgeführt haben würde, deren er ſelbſt genoß; denn was er beſonders ſeiner Lage verdankte, glaubte er einzig und allein ſeiner Vernunft und Ueberlegung zuſchreiben zu müſſen.

Unglücklicherweiſe wurde ſein Irrthum durch die Beſtändigkeit ſeines Glückes und durch die grenzenloſe Verehrung Ludmillens für ihn unterhalten. Alles was ſie ſelbſt Gutes that, trug ſie auf Reinhold über, Alles, was ſie an Glück empfand, dafür dankte ſie Reinhold; Reinhold war in ihren Augen der Inbegriff alles Vollkommenen, und nicht als ob dieſer Glaube den Anſchein der Ueberſpanntheit gehabt hätte, ihre Seele war zu einfach, um ſich irgend Rechenſchaft zu geben und ſich ſelbſt darüber auszuforſchen; ſie glaubte, ſie liebte, ſie widmete ſich ihm, ohne zu denken, daß es anders ſein könnte.

Unterdeſſen hatte ſich das Geſpräch, welches ſich zwiſchen ihr und Falkenberg auf die Lieblingsideen des Letzteren bezog, weiter ausgedehnt und ihr Kopf ruhte dabei noch immer auf ſeiner Schulter, als ſie durch Margarethens Stimme, die rufend herbeieilte, unterbrochen wurde.

Margarethe war eine Dienerin, deren Anweſenheit in dem glücklichen Hausweſen das ausnahmsweiſe Ge-

ſchick dieſer beiden Gatten vollends ausfüllte; für ſie war die Arbeit keine Anſtrengung, ihr war der Gehorſam nicht widerwärtig, und Traurigkeit und üble Laune ſteckten ihr Gemüth nicht an; Alles war Freude auf ihrem Lebenswege, und flink und fröhlich nahm ſie alle Jahreszeiten für den Frühling. Sie lief auf die Laube zu, übergab Reinhold einen Brief, der ſo eben angekommen, umarmte auf dem Wege die Kinder, und ſingend wie eine Lerche verſchwand ſie in der Gartenthür.

Der Brief, der den Poſtſtempel von Baden trug, war vom Hofrath von Thalheim, dem Freunde Falkenberg's, den dieſer früher getröſtet und aufgerichtet hatte. Nach einer lang dauernden Geneſung, war er wieder in die Welt getreten und hatte ſeine Stellung darin wieder eingenommen.

Reinhold, der das Siegel erbrochen, las mit halblauter Stimme:

„Du haſt mir oft wiederholt, mein Freund, daß alle Leiden ein Anrecht an Dein Mitgefühl haben und, was noch mehr iſt, Du haſt mir ſelbſt es ja bewieſen. Ich komme noch einmal, es anzuflehen, nicht für mich, ſondern für eine Verwandte, die nur noch in das barmherzige Mitgefühl Anderer ihre einzige Hoffnung ſetzt.

„Du kennſt, wenigſtens dem Namen nach, Ida von Eichleben, deren Gemahl lange Zeit wegen ſeiner ver-

ſchwenderiſchen Thorheiten viel von ſich ſprechen machte; Du weißt, daß ſeine unglückliche Frau den herbeſten Schmerzen des Verlaſſenſeins preisgegeben, anderswo die Stütze zu finden glaubte, die ihr fehlte. Das Gerücht ihrer Flucht mit dem Grafen von Plauen vor beinahe zwei Jahren iſt gewiß auch bis zu Deinem Paradieſe gedrungen.

„Aber indem ſie mit Gewalt das herkömmliche Joch zerbrach, hatte Ida weder die Folgen ihres Schrittes, noch das Urtheil der Menſchen berechnet. Doch — wozu nützt es, Dir das Weitere zu erzählen, da ſchon hundertmal ein ſolcher moderner Roman immer auf dieſelbe Art endigte. Ausgeſtoßen von der Welt und genöthigt, ſich ſelbſt Alles zu ſein, zwei Seelen in einer zu engen Atmosphäre zu beleben, wo keine Anregung dazu von außen kam, hatte das flüchtige Paar bald alle Hülfsmittel erſchöpft; es ſtellten ſich Langeweile, Ueberdruß und endlich auch Reue ein. Was ſoll ich Dir noch weiter ſagen? Vor drei Tagen trat eine zitternde Frau bei mir ein, welche mir beinah zu Füßen fiel; es war meine Couſine Ida, mit welcher Graf Plauen gebrochen und welche mich zu bitten kam, ſie in irgend ein Kloſter zu führen, um ſich darin auf immer zu verbergen. Ich verſprach ihr anfänglich Alles, als aber ihre erſte Aufwallung etwas beſänftigt war, überlegten wir zuſammen ihr Vorhaben. Ich bewies ihr ohne Mühe, daß, um der Tröſtungen des Kloſters theilhaftig

zu werden, man den Glauben, der allein ſie giebt, in ſich tragen und die Abgeſchiedenheit als einen Hafen, nicht als ein Gefängniß betrachten müſſe. Sie fühlte dieß und noch mehreres, was ich ihr in dieſer Hinſicht anſchaulich zu machen bemüht war. Wir ſprachen darauf von Dir und ich beſtimmte Ida, ihren Aufenthalt in der Nähe Deiner Einſiedelei zu nehmen, um dieſelbe Luft einzuathmen, die Dein ruhiges Glück umfächelt, und ich hoffe, daß mit der Zeit, durch gegenſeitige Mittheilung, Du etwas von Deiner Seelenruhe auch auf ihr zerknirſchtes Gemüth übertragen wirſt.

„Gern hätte ich ſelbſt die Kranke Dir zugeführt, aber höhere Pflichten halten mich hier mehrere Wochen lang zurück; ich hätte ſie müſſen darauf warten laſſen — und die Nachricht ihrer Rückkehr in unſere Stadt hatte ſchon die Zungen der Neugierigen in Bewegung geſetzt; ich habe ſie daher dieſen nicht länger ausſetzen wollen und ihre Abreiſe ſo beeilt, daß ſie vermuthlich mit meinem Brief zugleich eintreffen wird.

„Sei für Sie Das, was Du für mich und ſo viele Andere warſt! Laß ſie, mein guter Reinhold, jeden Tag ein wenig zwiſchen Dir und Deiner Ludmilla verweilen, damit ſie durch Euch lerne, was wahres und glückliches Leben iſt.

Dein

W. von Thalheim.“

Im Augenblick, wo Falkenberg den Brief zu Ende geleſen hatte, erſchien Margarethe nochmals am Ende des Gartens neben einer verſchleierten Dame, der ſie von ferne die Laube bezeichnete; die Fremde trat einige Schritte vor, aber beim Anblick Ludmillens blieb ſie zögernd ſtehen. Reinhold ſtand auf.

„Frau von Eichleben ſeid mir herzlich willkommen," ſagte er, indem er ihr ehrfurchtsvoll entgegen ging.

„Sie wiſſen meinen Namen?" fragte die Fremde mit einem erſtaunten Blick.

Falkenberg zeigte ihr den Brief, den er noch offen in der Hand hielt.

„Ach, Sie haben bereits geleſen," ſtotterte ſie nicht ohne Bewegung; „ich hätte mich Ihnen eigentlich erſt nach Ihrer Antwort vorſtellen ſollen."

„Wir erwarteten Frau Ida," ſagte Ludmilla ſanft.

Frau von Eichleben erbebte unwillkürlich bei dieſer vertraulichen, faſt zärtlichen Benennung.

„Ida," wiederholte ſie, „Sie nennen mich Ida? Frau . . ."

„Nennen Sie mich Ludmilla," ergänzte die junge Frau lächelnd.

Die Fremde ſetzte ſich ohne zu antworten; ſie zitterte ſichtbar und konnte ihre Thränen kaum zurück halten. Reinhold, der ſeinen Platz auf der ländlichen Bank wieder eingenommen, ſprach ihr von ihrem Couſin Thalheim, um ihr Zeit zu geben, ſich zu erholen;

ſie ſammelte ſich auch bald, um ſogleich auf die Beweggründe ihrer Reiſe überzugehen. Sie klagte nicht, wie Leute gewöhnlichen Schlages zu thun pflegen, ſondern kam, nachdem ſie obenhin der traurigen Erfahrungen, die ſie in geſellſchaftlicher Beziehung gemacht, erwähnt hatte, alsbald auf ihr Vorhaben, ſich zurückzuziehen. Reinhold erſtaunte insgeheim über eine ſolche Beſcheidenheit des Schmerzes und ſuchte nicht ohne innere Bewegung ihre weiteren Entſchlüſſe zu erfahren.

„Alle vereinigen ſich in dem einen," ſprach ſie, „mich hier nieder zu laſſen und, wenn ich kann, hier Muth und Stärke wieder zu finden; ich zähle dabei auf Frau Ludmilla, auf Sie und auch ſelbſt auf die Stadt."

„Sie kennen ſie?"

„Ich bin früher einmal da geweſen, und als ich jetzt durch die eintönige Gemarkung fuhr, drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß kein Ort beſſer zu dem Zuſtande meiner Seele paßt. Hier wird das Gemüth weder durch die Menſchen, noch durch die Natur aufgeregt."

„Sie fliehen alſo Alles, was das innere Leben anregt?" bemerkte Falkenberg. „Sie ſuchen für Ihre Seele den dunklen, ſtillen und abgelegenen Aufenthalt eines Krankenzimmers?"

„Und ich habe ihn gefunden," ſagte Frau von Eichleben, welche mit ſichtbarer Anſtrengung die melancho-

liſche Färbung, die ihr Geſpräch angenommen, abſtreifen wollte; „es bleibt mir nur noch übrig, mich des Arztes zu verſichern.“

Reinhold verbeugte ſich. „Mögen ſie an ſeinem guten Willen nicht zweifeln,“ erwiederte er, indem auch er den Ton des Geſprächs änderte; „nur rechnen Sie vielleicht allzuſehr auf ſeine Kunſt.“

„Verzweifelt er vielleicht ſchon jetzt an der Heilung?“

„Nein, wenn Sie ihn unterſtützen.“

„Sie ſehen mich bereit, alle ſeine Vorſchriften zu befolgen.“

„Sind Sie allein nach Mosbach gekommen?“

„Ganz allein.“

„Und wie denken Sie ſich hier einzurichten?“

„Ich weis es noch nicht; ich hoffte dabei auf Ihren Rath.“

Reinhold und Ludmilla ſahen einander an; ein und derſelbe Gedanke beſchäftigte ſie, mit einem Blick waren ſie einverſtanden.

„Um rathen zu können, müßten wir die Wünſche der Frau von Eichleben kennen,“ meinte Reinhold zögernd.

„Meine Wünſche!“ wiederholte lebhaft die junge Frau; „ich habe keinen andern als den, ſo nahe wie möglich neben Ihnen zu wohnen, Sie ſo oft wie möglich zu ſehen und zu hören, und kurz, ganz mit mir

ſelbſt zu brechen, um nur durch Sie wieder neu aufzuleben."

„Dann iſt das Zimmer für Frau Ida ſchon in Bereitſchaft," ſagte Ludmilla raſch; „und mit Vergnügen werde ich es ihr zeigen." Sie war aufgeſtanden und reichte ihre Hand der ſtaunenden Fremden.

„Mein Zimmer!" ſagte dieſe betreten; „mein Zimmer hier? . . . das iſt unmöglich."

„Iſt das der verſprochene Gehorſam," bemerkte Falkenberg lächelnd, „und muß ich Sie ſchon an unſere Uebereinkunft erinnern?"

„Ich will durch Margarethe Ihre Effecten holen laſſen," unterbrach ſie ſchnell Ludmilla; „da iſt Alban und Natalie, die ſie rufen können."

Die beiden Kinder ſtanden wirklich am Ende einer Allee, den Kopf wie aufhorchende Vögel vorgebeugt und mit ängſtlicher Neugierde nach der Laube blickend. Ludmilla winkte ihnen; zögernd näherten ſie ſich, Furcht und Lächeln auf den Mienen.

„Kommt," ſagte Ludmilla, indem ſie ſie bei der Hand nahm, „kommt und begrüßt Frau Ida, und fürchtet Euch nicht, ſie iſt eine Freundin von uns."

Die beiden Kinder hatten ſich ſchüchtern der Fremden genähert, welche ſie zärtlich zu ſich zog, den Schleier zurückſchlug und ſie küßte.

Bis dahin hatte Falkenberg nur den unteren Theil ihres Geſichts geſehen, der nichts Ausgezeichnetes hatte,

aber als er nun deſſen ganze Form wahrnahm, ſtaunte er über den unerwarteten Liebreiz. In dieſer zarten Bläſſe lag eine Anmuth, welche mit einem beinahe rührenden Lächeln verſchmolz, und das große ſprechende Auge mußte auch den Gleichgültigſten innerlich anregen. Das Haar, von ſchönem lichten Braun, umſchattete in großen Locken die zarten Züge und fiel auf einen ſchön geformten weißen Hals herab. Im Ganzen war Frau von Eichleben mehr als ſchön: ſie war rührend. Selbſt die Kinder ſchienen ihren Einfluß zu fühlen; nach Verlauf einiger Minuten antworteten ſie ohne Zwang auf Ida's Fragen, theilten ihr ihre kleinen Geheimniſſe mit und zeigten ihr im Hintergrunde des Gartens ihre ſchönſten Blumen, kurz, als Ludmilla kam, ſie dieſer ſo ſchnellen Vertraulichkeit zu entreißen und ſie in das für ſie beſtimmte Zimmer zu führen, nahmen Alban und Natalie ſie bei der Hand und wieſen ihr ſelbſt den Weg dahin.

## II.

Die Ankunft der jungen leidenden Frau drängte ſich wie ein großes Ereigniß in die Einſamkeit, welche ſie nun theilte. Man mußte ſie in neue Gewohnheiten einweihen, ihren Geſchmack zu errathen ſuchen, da ſie ihn nicht eingeſtand, und ihr Zerſtreuungen anbieten, denen ſie ſich bei ihrer Traurigkeit ohne Anſtrengung überlaſſen konnte. Die ganze Familie dachte an nichts

anderes als an die neue Hausgenoſſin, es waren immer und allenthalben dieſelben Fragen: wo iſt Frau Ida? woran denkt Frau Ida? was kann man für Frau Ida thun? —

Falkenberg ſelbſt hatte ſeine ſtolze Gemüthsruhe verloren, ein neues Element von Gefühlen war in ſein Leben getreten und mit einer Art neugierigen Staunens ließ er ſich von dieſem Eindrucke beherrſchen.

Frau von Eichleben hinwieder beabſichtigte durchaus nicht einen beſonderen Eindruck hervor zu bringen, ſie zeigte ſich gerade nur ſo, wie ſie war. Aufrichtig wünſchend, mit Allem, was ſie umgab, überein zu ſtimmen, hatte ſie ſich ſogar gezwungen, jedes zu beſeitigen, was zu ſichtbar an ihr frühres elegantes Leben erinnern konnte; die Weltdame hatte das Eremitenkleid angelegt, aber ſie ſchien eine jener ſchönen Sünderinnen zu ſein, deren Demuth und Kaſteiungen nur die gefährliche Anmuth erhöhen können. Es war in ihrem Gange, in dem Wohllaut ihrer Stimme und ſelbſt in dem fremdartigen Dufte, den ihre Nähe aushauchte, immer etwas Berauſchendes, was Reinhold ſtaunen und verwirrt machte.

Ida hatte übrigens ihr Wort gehalten. Sie fragte ihn bei Allem um Rath, vertraute ihm alle ihre Zweifel, und befolgte alle ſeine Vorſchriften. Niemals hat ein Seelenarzt eine folgſamere Kranke gehabt. Die Traurigkeit der jungen Frau hatte übrigens nichts Un-

freundliches, ſie hörte ſeinen Rath an und leiſtete nur ſo viel Widerſtand, als nöthig war, um ihn in Athem zu erhalten; denn wenn Reinhold's Beredtſamkeit ihren Kummer erleichterte, ſo verſcheuchte ſie zu gleicher Zeit auch ihre Langeweile; er aber ſah darin nur die Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie ihm zuhörte, verdoppelte ſeinen Eifer und opferte unmerklich alle ſeine Pflichten auf, um die Unterhaltung mit Frau von Eichleben zu verlängern.

Ludmilla war im Anfang immer herbeigerufen worden, um daran Theil zu nehmen, aber die Obliegenheiten des Haushaltes entzogen ſie nach und nach. Sie unterbrach oft die poetiſcheſten Ergießungen ihres Mannes durch eine häusliche Anordnung oder durch eine mütterliche Ermahnung. Jedesmal, wann Reinhold ſeine Jakobsleiter an den Himmel ſtellen wollte, warf Ludmilla ſie durch eine alltägliche Bemerkung wieder um, und Reinhold ärgerte ſich oft darüber, ohne zu begreifen, daß dieß eben auch zu den Bedingniſſen einer menſchlichen Exiſtenz gehört. Er vergaß, daß nach dem Verhältniß, in welchem ſich Pflichten ausdehnen, leider die Zeit für Herzensergießungen ſpärlicher wird. Die Liebe iſt ein Luxus, den man ſich nur in der Jugend erlauben darf, wo die Zeit noch nicht mit ernſteren Beſchäftigungen in Anſpruch genommen iſt. Späterhin kommen die Anforderungen der Welt und der Familie, welche ein unvermeidliches Netz bilden, worin

die Singvögel der früheren Jahre gefangen gehalten werden. Dann verſchwinden die langen ſeligen Träumereien, in die man ſich zu Zwei verſenkte, die berauſchenden Betrachtungen und die ſchönen Unterhaltungen ohne Zweck und ohne Ende. Das wirkliche Leben nimmt alle unſere Tage in Anſpruch und ſelten kann das Herz einige Minuten für ſich abſtehlen.

Falkenberg hatte dieſe Kette früherhin willig getragen, aber durch die Ankunft der Frau von Eichleben wurde Alles geändert. Frei von häuslichen Angelegenheiten konnte ſie ihn auf ſeinen Spaziergängen begleiten, mit ihm die Lektüre in der blühenden Laube länger ausdehnen, ſich in den vertraulichen Austauſch ihrer Ideen vertiefen, und ſo unvermerkt die Rolle Ludmillens übernehmen, welche, entweder abweſend oder häuslicher Gedanken voll, aufgehört hatte, ſie auszufüllen.

Auch Reinhold's Intereſſe für ſeine Kranke ſchien immer größer zu werden. Stolz auf das Amt, ihr Führer zu ſein, irrte er mit ihr auf den höchſten und gefährlichſten Klippen der Theilnahme und der Liebe umher und ſchien, unbeſorgt um die tiefen Abgründe, die ihn umgaben, an ihrer Seite keinen Schwindel zu befürchten.

Eines Abends, als Falkenberg durch mehrere Briefe aufgehalten, die er nothwendig zu ſchreiben hatte, ziemlich ſpät in den Salon trat, ſaß Frau von Eichleben allein vor dem Piano. Ein leichtes weißes Kleid zeich-

nete die Umriſſe ihrer ſchlanken Taille inmitten der tiefen Dämmerung und der ſüße Lufthauch aus dem Garten ſpielte in ihren Locken. Vertieft in Erinnerungen, in welchen die aufgeregte Seele Befürchtungen und Hoffnungen wie ein Wolkengewirre am ſtürmiſchen Himmel vorüberziehen ſieht, hatte ſie die hereinbrechende Nacht nicht wahrgenommen; ihre Finger glitten bald mit fieberhafter Aufregung, bald in weich klagenden Tönen auf dem Piano umher. Reinhold war gleich beim Eintritt, ohne von ihr bemerkt zu werden, ſtehen geblieben und ſie fuhr immer ſchwermüthiger zu phantaſiren fort; aber plötzlich ſanken ihre Hände herab, und mit lautem Schluchzen aufſtehend und forteilend, ſtieß ſie auf Reinhold, welcher ſie in ſeinen Armen auffing.

Frau von Eichleben ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, erkannte aber ſogleich ihren Wirth.

„Ach, Sie waren da," ſtammelte ſie.

„Ich komme ſo eben; aber, um des Himmels willen! was iſt vorgefallen? was fehlt Ihnen?"

Umſonſt verſuchte ſie zu ſprechen; die Thränen die ſie einen Augenblick zurück gedrängt, machten ſich Luft, ſie ſank auf einen Seſſel nieder, bedeckte ihr Geſicht mit den Händen und ſeufzte tief. Falkenberg gab ſich alle Mühe ſie aufzurichten, und als ſie ruhiger ſchien, erneuerte er ſeine Fragen.

„Mein Gott! was ſoll ich Ihnen ſagen?" ſtotterte

Ida, welche ſich zwang ihre Thränen zu ſtillen; „nichts, was Sie nicht ſchon ſo gut wüßten wie ich ſelbſt; weiß ich doch ſelbſt nicht, aus welcher Veranlaſſung all' die Erinnerungen der Vergangenheit an dieſem Abend auf mich einſtürmten."

„Immer wieder dieſe Blicke in die Vergangenheit," ſprach Reinhold ſanft, „wollen Sie denn gar nicht aus dem Lethe trinken? warum wühlen Sie immer den Friedhof todter Hoffnungen auf?"

„Und warum haben ſie nicht gelebt?" unterbrach ihn Frau von Eichleben mit einer Heftigkeit, die Reinhold erbeben machte; „warum hat ſich Alles gegen mich gewendet? Ach, meine Geduld iſt ermüdet, meine Kräfte ſind zu Ende; ich habe zu lange das bittere Brod der Entſagung gekoſtet, ich muß auch endlich meinen Antheil an der Freude haben."

„Könnte ich ſie Ihnen doch geben!" ſagte Reinhold bei dieſem Ausbruch der Verzweiflung gerührt; „ach, ich hatte gehofft, daß Sie die unſerige theilen würden!"

„Auch ich," erwiderte Ida, „hatte es geglaubt; aber ich kannte die ſelbſtſüchtige Habgier der menſchlichen Seele nicht; dieſes Glück, deſſen ich großmüthigerweiſe theilhaftig werden ſollte, hat in mir nur den Neid erweckt und ich muß denken, daß, da ſich unter meiner Hand alle Bande der Freundſchaft und der Familie aufgelöſt, ich nicht die Gabe beſitze, die Herzen an mich zu ziehen und feſt zu halten."

„Wie, Sie — Ida?“

„Ach, ich habe darin eine traurige Erfahrung gemacht! Das gewöhnlichste Weib findet doch noch ein Herz, das es seinen Kräften nach liebt, das sich an es anschmiegt und ihm giebt, was es geben kann; aber ich! — wo ist die Liebe, auf die ich mich hätte stützen können? Durch was Alles wurde ich nicht getäuscht? und wer hat mich je geliebt? Nein, nein, ich kann nicht länger daran zweifeln; wenn Gott dem Einen die Gabe verleiht, anzuziehen, so wird dem Anderen die Ungnade zu Theil, zurückzustoßen . . .“

„Und Sie glauben,“ rief Reinhold aus, „von diesen Letzteren zu sein: Sie wissen also nicht, daß man Sie nur sehen darf, um Ihnen anzugehören?“

„Und dennoch bin ich allein!“ warf Frau von Eichleben leise ein.

„Weil Sie in der Welt suchten, was diese Ihnen nicht geben konnte,“ erwiderte Reinhold mit Lebhaftigkeit; „aber muß man an dem Ausgang verzweifeln, wenn man sich in dem Wege geirrt hat? Wenn das Glück keine Eroberung ist, so kann es uns doch eine Begegnung werden; lassen Sie es zu Ihnen kommen, machen Sie ihm in Ihrem Herzen Platz und vor Allem seien Sie nicht undankbar gegen Gott! Geziemt es der Blume, den Wohlgeruch zu verlangen?“

Ida horchte aufmerksam auf jedes seiner Worte und allmählich gelang es ihm, ihre Verzweiflung so zu

mildern, daß ihr nur die Unruhe blieb, die geheimſten Bedrängniſſe ihrer Seele verrathen zu haben. Von jetzt an konnte Falkenberg darin ohne Hinderniß leſen und wußte ſich die flüchtigſte Bewegung, das leiſeſte Erzittern derſelben zu deuten; ſie hörte ſo zu ſagen auf, ſich nur allein anzugehören und verlor den einzigen Ruhm eines Verzweifelnden: den, ſeinen Schmerz ausſchließend allein zu beſitzen. Endlich nach vielen Seufzern, Erröthen und Reue ſchien ſie auf die Tröſtungen Reinhold's einzugehen; ein ſanftes Lächeln erſchien wieder auf ihren Lippen und die letzte Thräne wurde in demſelben Augenblick getrocknet als Alban und Natalie mit ihrer Mutter eintraten.

Ida und Falkenberg empfahlen ſich durch ein Zeichen gegenſeitiges Schweigen. Eine ſtille Uebereinkunft war alſo ohne Wiſſen Ludmillens geſchloſſen und ſie von den vertraulichen Mittheilungen ausgeſchloſſen, an welchen ſie bis jetzt theilgenommen hatte.

Wenn ſonſt Ida ſich frei und offen Rath bei Reinhold geholt, ſo geſchah es von dieſem Tage an in einer heimlichen Beichte. Zwiſchen Beiden gab es jetzt tauſend Geheimniſſe zu bewahren, tauſend Vorſichtsmaßregeln zu gebrauchen, was ihnen, abgeſondert von der übrigen Familie, eine Welt für ſich ſchuf. Es machte der jungen Frau ein ganz neues Vergnügen, mit ihrem Führer einen Rückblick in eine beinahe ganz vergeſſene Vergangenheit zu thun. Bei jedem ſchmerzlichen An-

denken war dieſer bemüht, eine Trauerwolke zu verſcheuchen oder ihrer Reue ſeine Bewunderung entgegen zu ſtellen; und gewiß, jedesmal von ihm gelobt zu werden, wenn ſie ſich ſelbſt anklagte, ahmte Ida den verwöhnten Kindern nach, welche ſich ſelbſt auf die Erde fallen laſſen, damit die Mutter ſie liebkoſend aufhebe. —

Seit der Ankunft der Frau von Eichleben hatte man ſchon oft einen Ausflug in das nicht ſehr entfernte Buchenwäldchen beſprochen, den einzigen, den man in der Nachbarſchaft von Mosbach machen konnte. Der Herbſt war gekommen, die Akazienblätter fingen an, gelb zu werden, und man konnte das Vorhaben nicht länger aufſchieben. Margarethe, die vorher davon benachrichtigt wurde, ſtieß ein Freudengeſchrei aus. Sie durfte ja einen ganzen Tag unter freiem Himmel zubringen, wie zu der Zeit, wo ſie die Kühe auf die Weide trieb, ſie konnte mit ihren zwei Cherubims auf dem Raſen herum tanzen und Sperberbeeren pflücken, um ihnen Roſenkränze daraus zu machen. Ganz närriſch über dieſe Ausſicht, durchlief ſie das ganze Haus unter dem Vorwande, die Vorkehrungen zu beſchleunigen, indem ſie unter Lachen und Singen die Kinder neckte. Als endlich der Wagen vor der Thüre ſtand und man einſteigen wollte, erſchien ſie an der Hausthür mit Packeten, Schachteln und Spielen, als ob ein Frachtwagen damit beladen werden ſollte, und als man

nachſah, fand es ſich, daß ſie nur bloß die Lebensmittel vergeſſen hatte. Ludmilla ließ dies Verſehen verbeſſern und unter dem Triumphgeſchrei der Kinder, welche abwechſelnd ihre Mutter und Margarethen umarmten, fuhr die kleine Geſellſchaft davon.

Es war an einem der erſten Octobertage; die Sonne fing an, mit ihrem roſigen Schimmer den Horizont zu beleuchten und die erfriſchende Luft ſchien die durch die Sommerhitze erſchlaffte Natur neu zu beleben. Man ſah, wie der Pflug die Aecker durchfurchte und die Heerden vom Morgenthau bedeckt ſich nach ihren Weiden begaben. Als unſere Reiſenden an dem Wege, der zum Walde führt, angekommen waren, ſtiegen ſie aus, um zu Fuße weiter zu gehen; der Wagen ſollte ſie an der Schleuße des großen Teiches wieder erwarten.

Die Kinder erfreuten ſich ihrer Freiheit, verloren ſich bald in's Gebüſch und pflückten Beeren und blühendes Haidekraut, während Margarethe mit dem Mundvorrathe vorausging. Als nun die Geſellſchaft am bezeichneten Orte anlangte, fanden ſie ſie unter einem Baume beſchäftigt, die Lebensmittel auszubreiten; ſie ſuchte die größten grünen Blätter zuſammen, um ſolche als Teller zu gebrauchen, und die lärmende Fröhlichkeit der Kinder theilte ſich bald allen Uebrigen mit. Ein jedesmaliges Hervorholen aus dem Proviantkorbe verurſachte eine heitere Verwunderung; denn die eigen-

thümliche Vorsorge Margarethens hatte meistens das Nothwendige vergessen und des Ueberflüssigen gedacht. Man fand Tüten mit Gewürz, ohne Brod entdecken zu können, — drei Packete mit Zahnstochern und keine Messer! Jede neue Entdeckung der Art war das Zeichen zu einem Beifallsrufe, und die daraus entspringenden Verlegenheiten und Entbehrungen sprachen sich in Scherz und Lachen aus.

Indessen hatte die Sonne schon zwei Drittel ihres Laufes vollendet und die Kalesche war noch nicht angekommen; Falkenberg fing an zu fürchten, daß sie sich möchte im Walde verirrt haben, und schlug vor, ihr auf zwei Wegen, die sie hätte nehmen können, entgegen zu gehen. Margarethe sollte den einen Weg mit den Kindern gehen, während er mit Ida und Ludmillen den andern verfolgen wollte. Letztere war damit anfänglich einverstanden, aber nach einem kurzen Nachsinnen stand sie plötzlich still und machte sich von Reinhold's Arme los, den sie schon erfaßt hätte.

„Ich kann Natalien und Alban nicht so verlassen," sagte sie mit dem Ausdruck des Bedauerns.

„Was kannst Du denn hier für sie fürchten?" fragte Falkenberg.

„Ich weiß nicht," erwiderte sie; „aber wenn ihnen zufällig ein Unfall in meiner Abwesenheit begegnete, so könnte ich es mir nicht verzeihen und ich würde es

mir immerwährend wiederholen, daß mein Platz an ihrer Seite war."

„Das heißt so viel, daß er nicht an der meinigen iſt?" warf Reinhold ein — verletzt, wieder durch mütterliche Bedenklichkeiten ein Projekt vereitelt zu ſehen.

„Mein Gott, das wollte ich nicht ſagen, lieber Reinhold," erwiderte die junge Frau, deren Augen ſich mit Thränen füllten; „ich habe ohne Zweifel Unrecht, aber ſei mir deßhalb nicht böſe; können wir denn nicht Alle den Weg nach dem Teiche nehmen?"

„Und wenn nun der Wagen durch den Hohlweg kommt?" ſprach Falkenberg kurz.

„Ach ja, Du haſt Recht!" ſagte Ludmilla verwirrt; „ich hatte die zwei Wege vergeſſen . . . Das Sicherſte iſt denn wohl, daß wir uns trennen, ich will die Kinder begleiten, während Du den Weg durch's Gehölz nimmſt."

„Allein?" fragte Reinhold.

„Warum das?" unterbrach ſie Frau von Eichleben, welche bis jetzt vermieden hatte, an dem kleinen Streite Theil zu nehmen; „bin ich nicht frei und wiſſen Sie nicht, daß ich das traurige Privilegium habe, Niemanden zu führen und zu beaufſichtigen; ich kann Ihnen Geſellſchaft leiſten."

Falkenberg nahm es bereitwillig an und Ludmilla dankte ihr mit einem erzwungenen Lächeln. Die ungeduldigen Kinder hatten mit Margarethen ſchon den

Weg nach dem Teiche eingeſchlagen; ſie beeilte ſich, ihnen nachzukommen, indem ſie ſich öfters umwandte, um Reinhold und Ida nachzublicken, die einen kleinen Fußpfad durch den Wald angetreten hatten. Dieſe, durch die ſie umgebende Ruhe ermuntert und durch den Duft des Waldes heiter angeregt, tauſchten in lebhaften Geſpräche ihre Eindrücke gegen einander aus.

Frau von Eichleben, welche den Arm ihres Führers verlaſſen hatte, ging ihm zur Seite mit unbedecktem Kopfe und vom Abendwinde halb aufgelöſtem Haar. Zuweilen, mitten in einer traulichen Unterredung, unterbrach ſie ſich plötzlich, um nach einem im Graſe ſtehenden Blümchen zu laufen, dann hatte oft eine Wurzel ſich in ihr weißes Kleid verwickelt und zeigte ein ſchön geformtes Bein, bald auch nöthigte ſie ein Zweig, der den Weg verſperrte, ſich zur Seite zu biegen und ihren ſchlanken Wuchs zu zeigen, und Reinhold ganz berückt durch Anſchauung und trauliches Beiſammenſein, fühlte tauſend unbekannte Regungen in ſeinem Herzen; ſeine Blicke, die auf Ida ruhten, waren Flammen, und wenn ſie mit gerötheten Wangen und aufgelöſtem Haar zu ihm zurück kam, ſo fehlte nicht viel, er wäre ihr zu Füßen geſunken und hätte ihre Kniee umfaßt.

In dieſen Gefühlen verloren, bekümmerte er ſich um nichts Weiteres. Er ſchritt vor ſich hin, ohne an die Stunden zu denken, die verſtrichen, noch an den

Ort der Zuſammenkunft mit ſeiner Familie. Der Himmel hatte ſich allmälig mit ſchwarzen Gewitterwolken bedeckt, aber er ſah nichts! Es fing dumpf zu donnern an, doch er hatte nichts gehört! Frau von Eichleben war es zuerſt, die das Herannahen eines Gewitters bemerkte und ihn darauf aufmerkſam machte. Reinhold ſchien es nicht zu verſtehen. Er begnügte ſich, ihren Arm, den ſie wieder in den ſeinigen gelegt, an ſeine Bruſt zu drücken. Wir werden zurückkehren müſſen, ſagte ſie zitternd, da plötzlich ein Blitzſtrahl durch das Dunkel des Waldes fuhr.

„Wir wollen umkehren," wiederholte mechaniſch Falkenberg, der für nichts anderes Sinn hatte als für die Berührung dieſer Hand, die an ſeinem Herzen ruhte.

„Wir haben uns verirrt," meinte Ida, während bereits große Regentropfen auf das Blätterdach des Waldes fielen, „ich fürchte, daß wir den Wagen vor Ausbruch des Gewitters nicht mehr erreichen."

„Was thut das!" erwiderte Reinhold, „ſind wir nicht beiſammen? wie könnte uns beſſer ſein?"

„Jetzt kommt auch die Nacht!" bemerkte Frau von Eichleben mehr verwundert als erſchrocken.

„Stützen Sie ſich auf mich, laſſen Sie mich Sie führen," erwiderte Falkenberg ſie mit ſeinem Arm umfaſſend.

Sie machte anfänglich eine leichte Bewegung, um ſich los zu machen; ließ es aber bald darauf ohne

Widerſtand geſchehen. Der Sturm hatte ſchnell zugenommen und ſchien die Bäume entwurzeln zu wollen. Der Donner rollte von drei entgegengeſetzten Seiten auf einmal. Die Blitze, die ſich nach allen Richtungen hin durchkreuzten, erhellten den Wald wie ein Feuer und alle Waſſerſchleußen des Himmels ſchienen geöffnet. Reinhold ganz außer ſich und verwirrt, riß Frau von Eichleben mit ſich fort, deren Haar ſeine Wange berührte, und deren Hauch ſich mit dem ſeinigen vermiſchte. Sie fühlte die Erde unter ihren Füßen nicht mehr. Zärtliche Ermunterungen, Seufzer, Ausdrücke der Freude entſchlüpften ſeinen Lippen, ohne daß er es wußte; es überkam ihn eine ihm bis jetzt unbekannte Art zauberhaften Entzückens, welches ſelbſt auf Ida überging, nur daß ſie, Herr ihrer Gemüthsbewegung, ſich demſelben nur halb hingab. Die Fluth der Gefühle riß Reinhold fort, während ſie, eher bewegt als von ihnen überwältigt, darin ſpielte.

Inmitten des Gewitters ertönte wiederholtes Rufen, das ſie zuerſt aus dieſer Betäubung riß; ſie erhob den Kopf, ſtrich ihre Locken zurück und erkannte den Wagen, der ihnen entgegen eilte.

Frau von Eichleben machte eine raſche Bewegung, um ſich den Armen ihres Führers zu entziehen; aber dieſer hatte nichts geſehen und hielt ſie noch immer feſt an ſeine Bruſt gedrückt.

„Laſſen Sie mich, hier ſind ſie!“ ſagte Ida raſch.

„Wer?“ fragte er.

„Ludmilla und die Kinder.“

Reinhold erſchrack und ließ den Arm ſinken, der Frau von Eichleben umſchlungen hielt; dieſe vier Worte hatte ihn plötzlich erweckt. Er warf einen verworrenen Blick umher und gewahrte endlich die Kaleſche, die vor ihnen Halt machte. Sie ſetzten ſich Beide von Regen triefend ein, man ſchlug erſt vor, in das Haus des Jagdſchützen einzukehren, um dort die Kleider zu trocknen, aber dieſes war noch weit, und man beſchloß endlich, gradewegs nach Mosbach zu fahren. Margarethe beraubte ſich ihrer entbehrlichſten Kleidungſtücke, um ſie Frau von Eichleben zu geben, während Ludmilla ihrerſeits tauſenderlei Sorgfalt um Reinhold trug. Dieſer ließ Alles ohne Widerſtand, aber ohne daß er es zu beachten ſchien, geſchehen. So plötzlich durch die Ankunft des Wagens aus dem Traume geriſſen, war er jetzt wie in Stumpfſinn verfallen; Alles zerrann vor ſeinen Augen; die Stimmen ſchlugen wie ein verworrener Lärm an ſein Ohr; er fühlte nur ein innerliches Unbehagen und Schmerzen im Gehirn. Bei ihrer Ankunft in Mosbach hatte man Mühe, ihn aus dem Wagen in's Bett zu geleiten. Ein heftiges Fieber ergriff ihn noch in derſelben Nacht und der herbeigerufene Arzt erkannte ſogleich die Symptome einer bedeutenden Krankheit.

Ludmilla hatte ſie ſchon errathen ohne es zu ſagen,

denn zwiſchen uns und dem geliebten Gegenſtande beſteht eine geheime Verbindung, die uns Alles enthüllt, was er empfindet. Auch hatte die junge Frau, als ſie die Veränderung ſah, die in Falkenberg vorgegangen, ſogleich die ganze Größe der Gefahr eingeſehen, aber ſie leiſtete Verzicht auf eine unnütze Aufklärung und bat nur um Kraft für ihre Liebe und mit ruhig heiterer Stirn ſetzte ſie ſich an das Bett des Kranken. Mit aufopfernder Thätigkeit war ſie ſtets um ihn beſchäftigt und es ſchien, als ob mit der Länge und Verſchlimmerung des Uebels ſich die Sorgfalt Ludmillens für ihn nur vermehre.

Frau von Eichleben wollte zuerſt die Anſtrengungen für den Kranken mit ihr theilen, aber ſie beſaß den unerſchöpflichen Muth nicht, den nur die wahre Liebe giebt; ſchon die erſten Tage zuſammengebrochen, ließ ſie ſich leicht überreden, daß ihre Kräfte nicht dazu ausreichten. Ludmilla rief ſie nur in den ſeltenen Augenblicke der Ruhe, welche die Krankheit Reinholden ließ, herbei, damit ſie ihn aufmuntern und zerſtreuen möge. Dieſe Art von Theilung, bei welcher die Eine in allen Stunden der Angſt und des Leidens, die Andere nur in den Momenten der Hoffnung und Erleichterung vor ihm erſchien, machte auf den Kranken einen eigenen, aber erklärlichen Eindruck. In unwillkürlicher Verwirrung vermiſchte ſich ungünſtiger Weiſe die Gegenwart Ludmillens in ſeinem Geiſt mit dem Andenken

an ſeine Leiden, während Ida's Anweſenheit ſich mit allen freundlichen Ideen verband. Die Eine verwandelte ſich für ihn in einen Engel der Barmherzigkeit, die Andere in einen Strafengel. Dieſes zuerſt nur oberflächliche Gefühl wurde ihm jeden Tag deutlicher und ſetzte ſich zuletzt feſt.

Als endlich ſeine Krankheit der Mühe und Pflege Ludmillens gewichen und ſeine Geneſung begann, dachte dieſe nun vollkommen beruhigt an ihr Hausweſen, an ihre Kinder, und gezwungen, das Joch der häuslichen Pflichten wieder zu übernehmen, überließ ſie den Neuerſtandenen der Obhut Ida's. Dieſe öffnete ihm wieder die Pforten des Lebens, eine nach der anderen; ſie pflückte ihm den erſten Blumenſtrauß, war die Erſte, die ihm vorlas, unterſtützte ſeine erſten Anſtrengungen, um an dem offenen Fenſter wieder den Himmel anzublicken. Reinhold, der ſich durch ſie und neben ihr wieder neu belebt fühlte, ſchrieb ihr all' dieſes Entzücken ſeines erneuerten Daſeins zu; er verſchwiſterte ſie in dieſem Freudentaumel mit der Tageshelle, mit dem Geräuſch des Windes, mit dem Wohlgeruch der Blumen, kurz mit Allem, was für ihn neu war und Liebreiz hatte.

Unglücklicherweiſe wurde er durch alle Umſtände hierin begünſtigt. Seine Geneſung, welche ihn mit dem Feuer eines neuen Blutes durchdrang, ließ ihm dennoch die Vorrechte der Schwäche: ſein Arm durfte

ſich noch immer auf Ida's Schulter ſtützen und ſeine Hand die Hand drücken, die fortfuhr, ihn zu leiten. Bis jetzt nur von dem frommen aber eintönigen Stillleben der Ehe umgeben, fühlte er mit einem Male verſtohlene und unterbrochene Genüſſe auf ſich eindringen, deren Neuheit einen unwiderſtehlichen Reiz für ſeine Gefühle hatte. Mit der Unwiſſenheit eines Kindes und dem Feuer eines jungen Mannes überließ er ſich ihnen und nur um ſein Gewiſſen mit kahlen Entſchuldigungen zu beſchwichtigen, veränderte er die Worte, um deſto freier die Sache ſelbſt zu verfolgen; er ſprach mit Frau von Eichleben nur von ſeiner Dankbarkeit und ſeiner Freundſchaft, aber mit ſchwankender Stimme, mit Feuerblicken und mit Thränen. Ida hörte ihn an und antwortete ihm in einem Tone der Zurückhaltung, der eben ſowohl aus Kälte als aus Klugheit rühren konnte. Beſonders ſeit einigen Tagen war ſie ſchweigſamer geworden; ein peinlicher Gedanke ſchien ſie zu beſchäftigen, ſie hatte ſchnell hinter einander mehrere Briefe erhalten und hatte viel darauf geantwortet, doch ohne davon zu ſprechen.

Eines Tages fand Reinhold ſie in der Rebenlaube niedergeſchlagen und den Kopf an das Gelände gelehnt, mit Zerſtreuung in ihren Händen ein Papier rollend, welches ſie ſoeben geleſen. Die kleine Natalie und ihr Bruder ſpielten zu ihren Füßen.

Er blieb am Eingange der Laube ſtehen, ohne daß

ſie es gewahrte, und erſchrack beim Anblick ihrer umwölkten Stirn.

„Was fehlt Ihnen, Ida?“ fragte er endlich, als er hervortrat.

Frau von Eichleben erſchrack. „Mir,“ ſagte ſie mit ſichtlicher Anſtrengung, „nichts; ich ſah den Kindern zu.“

Und ihr Anblick macht Sie ſo gedankenvoll!

Weil ihre Spiele mir das Leben zurück riefen.

Reinhold wandte ſich den Kindern zu, welche ihn anlächelten.

„Ich habe ſo eben Natalien geheirathet,“ ſagte Alban mit triumphirender Miene; „wir bereiten jetzt das Hochzeitsfeſt.“

„Arme unſchuldige Kinder!“ ſeufzte Ida mit einem ſchwachen Lächeln, ſie betrachten die Ehe noch als ein Feſt! . . . Ach ſpäter, wenn die Erfahrung kommt, werden ſie einſehen . . . .

„Was denn?“ fragte Reinhold.

Daß meiſtentheils von dem Tage an, wo unſer Schickſal an ein anderes gekettet wurde, Alles für uns verloren iſt; daß die Morgenſterne erlöſchen, die Zauberpaläſte ſich uns verſchließen und daß man für immer aus den höheren Regionen herabſteigen muß.

„O ſagen Sie das nicht!“ unterbrach Falkenberg ſie mit ſchmerzhaftem Tone.

„Nicht ich ſage es, ſondern die Erfahrung,“ erwiderte die junge Frau; „welche Lebensfreuden haben

Sie der Einförmigkeit der Ehe widerſtehen ſehen? Alle dieſe Flammen von oben, welche unſere erſten Jahre erhellten, erlöſchen ſie nicht in der Ehe aus Mangel an Luft und Raum? Treten wir doch immer durch die Thür der Illuſionen zu ihr ein! wir bepflanzen ein Blumenbeet in unſerem Innern und nach einigen Monaten iſt es nur ein Küchengarten."

„Nun wohlan! wer hindert uns, außerhalb die Ernte zu ſuchen, die bei uns nicht reifen kann?" rief Reinhold; „die eine Hälfte unſeres Lebens gehört leider der alltäglichen Sklaverei an; aber können wir uns in der anderen nicht unſeren Wünſchen überlaſſen? Das Joch der Ehe drückt dann vergeblich, denn hat die Seele nicht Flügel, auf denen ſie ſich höher hinaufſchwingen kann?"

„Vielleicht," ſagte Frau von Eichleben nachdenkend; „aber dieſe Flügel ermatten bald in der häuslichen Atmoſphäre."

„Glauben Sie das nicht! Nein, nein, wenn auch die Pflicht unſere Bewegung auf einen engen Kreis beſchränkt, ſo bleibt unſeren Gefühlen und unſeren Gedanken doch noch ein freies Feld. Was liegt an dem Bande, welches äußerlich unſere Schickſale umfängt, wenn die Geiſter, welche geſchaffen ſind, ſich zu verſtehen, ſich durch ihre Schwungkraft in gegenſeitigen Ergießungen mit einander vereinen."

„Können ſie das auch?" fragte Frau von Eichleben

leiſe; „ich möchte ſo gerne gewiß ſein, daß in dem Kerker der Ehe nicht alle Fenſter verſchloſſen ſind und noch einige überbleiben, durch welche man das Grün des Waldes und den Himmel ſehen kann.“

„O, glauben Sie das! Alles Glück iſt noch nicht verloren, ſo lange der Schlag unſeres Herzens noch ein anderes pochen macht. Wenn die Wirklichkeit drückt, warum ſoll man nicht zum Ideale ſeine Zuflucht nehmen? Wenn es Wahlverwandtſchaften giebt, welche die des Blutes erſetzen, kann es da nicht auch eine Ehe der Seele geben, welche uns für eine geſetzlich ſanctionirte entſchädigt? Das Leben muß zwei Abtheilungen haben, die eine für die gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe, die andere für unſere Träume. Nur aus der Vermiſchung dieſer zwei Theile entſteht Unordnung und Elend.“

Ida ſah ihn an. „Ja, Sie haben Recht,“ ſagte ſie; „alles Uebel vielleicht entſteht nur daraus, daß wir die Poeſie neben dem Alltäglichen zu pflegen nicht verſtehen; mein Couſin Thalheim ſagt es mir auch in ſeinem Briefe.“

„Thalheim hat Ihnen in dieſer Beziehung geſchrieben?“ fragte Falkenberg verwundert.

„Mehrmals ſeit einigen Tagen,“ fuhr Frau von Eichleben fort; „er empfahl mir ſogar, Ihren Rath einzuholen und Ihnen ein Vorhaben mitzutheilen, welches meine ganze Zukunft ändern kann. Aber ich zögerte

noch immer . . . .“ Sie hielt verlegen inne; Reinhold ſah ſie mit fragender Miene an.

„Fahren Sie fort, ich beſchwöre Sie!“ ſagte er unruhig, „was iſt das für ein Projekt? ich will Alles wiſſen.“

„Nun wohl, Sie ſollen Alles wiſſen!“ ſagte ſie, indem ſie ſich zu entſchließen ſchien; „auch iſt der Augenblick zum Sprechen gekommen, wäre es auch nur, um Sie von einem nahen und unerwarteten Beſuche zu benachrichtigen?

„Ein Beſuch?“

„Dieſer Brief wird Ihnen Alles ſagen.“

Sie reichte ihm den Brief, welchen ſie bis jetzt in der Hand gehalten hatte; er nahm ihn, erkannte die Hand Thalheim's und wollte ihn ſoeben leſen, als Margarethe in Eile und ganz verwirrt erſchien.

„Was giebts?“ fragte Reinhold ungeduldig.

„Herr Baron von Eichleben!“ meldete das Mädchen.

„Der Baron!“ wiederholte er verſteinert; „ſie ſagte der Baron!“

„Das iſt gerade der Beſuch, von dem ich Ihnen ſagte!“ ſtotterte Ida.

„Wie, Herr von Eichleben? . . . .“

„Hier kommt er!“

Wirklich erſchien der Baron am Eingange der Laube. Es war ein Mann von ungefähr fünf und vierzig Jahren, deſſen vornehme Tournüre ſeine Abkunft verrieth.

Seine feinen und regelmäßigen Züge hatten einen Ausdruck von Gleichgültigkeit, ſtolzer Ironie und förmlicher Artigkeit, was, wie man zu ſagen pflegt, den Mann von Diſtinction bezeichnet. Auch ſah man keine Spuren des früheren excentriſchen Lebenswandels auf dieſem Geſichte, in das die Leidenſchaften keine Furchen gegraben hatten. Seine Kälte nahm ſich faſt wie Heiterkeit aus.

Er trug eine reiche Reiſekleidung, deren eigenthümliche Zuſammenſtellung, ſeiner Perſönlichkeit angemeſſen, ſogleich den Mann von Welt bezeichnete, der gewohnt war, die Mode mit anzugeben, nicht ſich ihr unterzuordnen. Er trat grüßend näher, ohne die Miene zu haben, Ida's Verlegenheit noch die Verwirrung Reinhold's zu bemerken.

Dieſer war mit einem Ausruf der Ueberraſchung aufgeſtanden, den Jener als ein Zeichen der Begrüßung nahm; er erwiderte es in leichtem artigen Tone und entſchuldigte ſich, ſich ſelbſt vorſtellen zu müſſen.

„Ich hatte gehofft," ſagte er, „durch den Hofrath von Thalheim bei Ihnen eingeführt zu werden, doch hält ihn ein unvorhergeſehenes Geſchäft in Baden zurück und ich komme nur unter dem Schutz ſeiner Empfehlung und auf Ihre Gewogenheit rechnend."

Reinhold verbeugte ſich leicht.

„Anderswo würde ein ſolcher Beſuch vielleicht zudringlich ſein," fuhr er fort, „doch wird er hier rück-

ſichtlich des Beweggrundes Entſchuldigung finden .... dieſer wird Ihnen bekannt ſein?"

„Ich ſuche ihn zu errathen," ſagte Reinhold, deſſen Stimme unwillkürlich zitterte.

Der Baron machte eine fragende Bewegung.

„Hat Herr Falkenberg denn nicht von Frau von Eichleben eine Mittheilung darüber erhalten?" fuhr er fort, „ich hoffte ihn von den Unterhandlungen, die der Hofrath eingeleitet, unterrichtet zu finden."

„Der Herr Baron vergeſſen, daß Sie mit einem Geneſenden ſprechen," unterbrach ihn Ida; „ich wollte ſeine Rückkehr zur Geſundheit nicht durch meine Beſorgniſſe und meine Unentſchloſſenheit ſtören; heute, ſoeben erſt, wollte ich es ihm mittheilen, als Sie erſchienen ...."

„Alſo weiß Herr Falkenberg nicht ....?"

„Durchaus nichts," unterbrach ihn Reinhold ängſtlich, „und um was handelt es ſich, wenn ich fragen darf?"

„Ach, um Etwas ganz Einfaches," erwiderte der Baron im leichten Tone; „es betrifft eine perſönliche Angelegenheit. In ſeiner Stellung als Gerichtsbeamter muß der Hofrath von Thalheim natürlich die Ausübung der Geſetze handhaben; er gab mir zu verſtehen, daß die Frau Baronin und ich als Leute, die geſetzlich mit einander verbunden, zu weit von einander entfernt leben."

„Wie?"

„Darauf hin hat er nun ein Verſöhnungsprojekt vorgeſchlagen.“

„Was ſagen Sie?“ rief Reinhold erregt.

„Ah! ich begreife Ihre Verwunderung!“ ſagte der Baron lächelnd; „Sie können nicht einſehen, daß man nur die Idee haben kann, mir eine vernünftige Handlung vorzuſchlagen, mir, dem die böſe Welt den Beinamen eines Sardanapal's gegeben hat! Je nun, auch die ſchlimmſten Menſchen bekehren ſich endlich .... zu ihrem Schaden. Ich habe endlich wie König Salomo gefunden, daß Alles eitel iſt, und bin durch Abſcheu vor der Thorheit zur Weisheit zurückgekehrt.“

„Eine Verſöhnung!“ wiederholte Reinhold, die verworrenen Blicke auf die junge Frau gewendet.

„Ihr Freund,“ fuhr der Baron fort, „hat ſchon für meine Sache geſprochen und mich auf Ihre Unterſtützung hoffen laſſen. Die Reiſen im Lande der Phantaſie umher ſind ein Privilegium der jüngeren Jahre; man ſieht da die Leidenſchaften als Gaſthöfe an, wo das Herz ſich ſo lange aufhält, als es ſich darin gefällt, und aus welchen es fortgeht, wann Langeweile ſich einſtellt. Aber es kommt eine Stunde, wo man die Nothwendigkeit fühlt, ſich ſowohl dem geſunden Menſchenverſtande als auch der geſetzlichen Häuslichkeit wieder zuzuwenden; dieſe Stunde iſt gekommen, und ich biete der Frau Baronin meinen Arm, um vereint mit ihr nach Hauſe zurück zu kehren.“

STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

„Willigt ſie ein?“ fragte Falkenberg, deſſen Beklemmung zuzunehmen ſchien.

„Die Frau Baronin kennt die Welt zu ſehr, um ſich nicht zu fügen,“ antwortete der Baron mit eigenthümlicher Betonung; „ſie hat eingeſehen, wie ich hoffe, daß eine längere Trennung ihre Zukunft bloßſtellen würde, ohne ihrer Gegenwart erſprießlich zu ſein. Uebrigens ſollen die Bande, die wir wieder aufnehmen, Beide nicht ſchwer drücken; wir werden ſie kaum fühlen; es genügt ſchon, daß Andere ſie ſehen! Das Teſtament des Herrn von Elderhorſt verlangt nichts weiter.“

Reinhold erzitterte, er fing an zu begreifen.

„Herr von Elderhorſt iſt todt!“ rief er lebhaft aus.

„Seit einem Monate.“

„Und hinterließ ſein Vermögen dem Herrn Baron und der Frau Baronin?“

„Unter der Bedingung einer Annäherung! — Ohne welche die Frau Baronin eine Million verliert!“

„Dies alſo die Urſache der Bekehrung des Herrn Barons?“ warf Falkenberg hin, „eine berechnete Bekehrung!“

„Eine teſtamentariſche,“ erwiderte dieſer ruhig; „das Teſtament hat mich aufgeklärt, und ich halte um ſo mehr daran feſt, als es mir erlaubt, meine Fehler wieder gut zu machen. Dank ihm, daß ich der Frau Baronin die glänzendſte Exiſtenz wieder bieten kann, die ſie durch meine Verſchwendung verlor. Dieſes Mal

ſind meine Vorſichtsmaßregeln ſo getroffen, um ſie über jeden möglichen Rückfall zu beruhigen; ich führe darüber ein Dokument bei mir, das der Hofrath ſelbſt verfaßt hat."

„Und ſind Sie ſo ſicher, daß es angenommen wird?" fragte Reinhold, der ſich kaum faſſen konnte.

„Hätten Sie vielleicht Gründe, das Gegentheil zu wünſchen?" ſagte der Baron ſtolz.

„Wer will Sie das glauben machen?" unterbrach ihn die Frau lebhaft und ſichtlich über den Ton beunruhigt, den die Unterredung genommen hatte.

„Die von dem Verſtorbenen verlangte Ausſöhnung ſcheint hier wenig Anklang zu finden, und ich habe mich ſichtlich geirrt, indem ich auf eine Zuſtimmung rechnete —"

„Welche Sie ſchon hatten, ehe Sie darum anfragten," vollendete Ida ſchnell, „denn noch in dem Augenblick, ehe Sie erſchienen, bekämpfte man meine Zweifel."

„Wer bekämpfte ſie?"

„Derſelbe, den Sie beſchuldigen zu wollen ſcheinen."

Reinhold machte eine Bewegung des Erſtaunens.

„Ihm verdanke ich es," fuhr die Baronin mit eigenthümlicher Betonung fort, „daß ich weniger zurückſchrecke, in die ſeit langer Zeit aufgelöſten Bande wieder einzutreten, und daß ich einſehe, wie man ſich unter jedem Joch die Unabhängigkeit der Seele bewahren kann."

„Wer zweifelt daran?“ rief der Baron entzückt aus.

„Er hat mich gelehrt,“ ſprach Ida weiter, „daß man das Leben ſo nehmen müſſe, wie es iſt, nicht Alles verloren glaube, weil es nicht allen unſeren Chimären zuſagt, und zufrieden damit ſei, das Leben in zwei Theile zu theilen: den einen für die Wirklichkeit, den anderen für das Ideal.“

„Und Frau von Eichleben hat ſich für die Theilung entſchieden?“

„Als der Herr Baron erſchienen, war ich eben mit meinen Einwürfen zu Ende.“

„Ich bin alſo als Wirklichkeit angenommen,“ ſagte dieſer lebhaft; „Sie wiſſen, daß ich nicht mehr fordere, ich überlaſſe Ihrem Geſchmacke die Sorge für das Ideal; und es bleibt mir jetzt nur übrig, Herrn Falkenberg um Entſchuldigung zu bitten, daß ich einen ungerechten Verdacht gegen ihn hegte.“

Er hatte ſich verbeugend gegen Reinhold gewendet, aber dieſer ſtand unbeweglich; der unerwartete Sinn, den Frau von Eichleben ſeinen Worten unterlegt, hatte ihn verwirrt. Noch konnte er die Schlauheit dieſer Frau kaum durchſchauen, mit welcher ſie ſeine eigenen Worte gegen ihn gewendet. Zwiſchen den Gedanken ſchwankend, ob hier ein Mißverſtändniß, eine Vorſichtsmaßregel oder eine Treuloſigkeit walte, ſah er Beide fragend an, ohne zu begreifen, was eigentlich vorgehe, und kaum hörte er, wie der Baron vorſchlug, ihm den

durch Thalheim abgefaßten Vertrag vorzulegen, und wie Frau von Eichleben bat, ihm dieſe Anſtrengung zu erſparen. Endlich nahm der Baron in Begleitung ſeiner Frau Abſchied von ihm; vor ſeinen Augen flirrte Alles verworren durcheinander, und wenn er ſich mechaniſch verbeugte, ſo wußte er doch eigentlich nicht, was um ihn vorging.

Als er völlig wieder zur Beſinnung kam, war er allein; er legte ſeine beiden Hände an die Stirn, um ſich zu verſichern, daß er nicht geträumt habe, dann ermannte er ſich wieder, er blickte zum erſten Male klar in die Seele dieſes Weibes; ein wenig gebildeter Geiſt hätte ſchon längſt die Wahrheit durchſchaut. Auf einmal aufgeklärt, ging er von der Anbetung zur Verachtung über und erblickte nur Falſchheit und Liſt. Ida hatte augenſcheinlich nur mit ſeiner leichtgläubigen Zuneigung geſpielt. Seit ſechs Monaten war er für ſie nur ein Gegenſtand ironiſcher Verſuche geweſen; ſie hatte blos ihre Zeit ausfüllen wollen, während ſie mit ihrem Gemahl unterhandelte. Dieſe Gedanken ſteigerten ſeinen Zorn, er ſchleuderte Ida Verwünſchungen nach, er ſuchte mit Wuth alle Mittel hervor, ihre Lüge durch ſeine Verachtung zu ſtrafen.

Aber dieſer Zuſtand dauerte nicht lange, er war nur eine Maske: denn Diejenige, die er mit Schmähungen überhäufte, beherrſchte noch immer ſein Herz, und als die erſte Hitze vorüber war, nahm die Ver-

götterte wieder ihren Sitz darin. Umsonst kämpfte ein Rest von Würde in seinem Herzen; allen Einwürfen der Vernunft trat stets Ida's Bild mit unwiderstehlichem Zauber entgegen; er hatte kaum angefangen ihre Rechtfertigung zu versuchen, als sein Herz bald wieder so weit war, sie anzubeten. Aber mit dieser Anbetung kam auch die Verzweiflung. Was sollte jetzt aus Reinhold werden? Seit ihrer Ankunft hatte er all' sein Thun und Lassen in ihr vereinigt. Nun sie aus seinem Leben verschwand, verschwand Alles mit ihr.

Ueber diesen Gedanken war die Nacht hereingebrochen, das ganze Haus schlief, nur ein einziges erhelltes Zimmer überzeugte ihn, daß Frau von Eichleben noch wache. Reinhold faßte plötzlich einen thörichten Entschluß: er schlich leise über den langen Gang, der ihn von Ida's Zimmer trennte, und öffnete dieses behutsam. Die Baronin war emsig beschäftigt, Bücher und Papiere in einen offenen Koffer zu packen; bei dem Geräusch, das Reinhold machte, drehte sie sich um, erblaßte und ließ die Bücher, die sie in der Hand hielt, fallen.

Reinhold war regunglos an der Thüre stehen geblieben. „Es ist also wahr," sagte er mit erstorbenem Tone, welcher Frau von Eichleben erschütterte, „es ist wahr, Sie reisen?"

„Ach, warum sind Sie gekommen?" rief sie schmerz-

lich aus; „ich wollte Ihnen den traurigen Anblick dieſer Zurüſtungen erſparen.“

„Ihr Entſchluß iſt alſo gefaßt! Sie haben die Bedingungen des Barons angenommen und folgen ihm?“

„Ich folge dem Rathe eines uns redlich gewogenen Verwandten und alten Freundes, dem ich ſelbſt Ihren Schutz verdanke, und dies reicht allein hin, ihm zu folgen. Bis jetzt ging ich außerhalb der vorgezeichneten Bahn und war im Kriege mit der Welt; aber auf die Länge ſchwinden die Kräfte, der Muth ſinkt; ich finde, daß es Zeit iſt, in die Ordnung der Lebensregel wieder einzutreten, um die Ruhe wiederzufinden.“

„Ja,“ erwiderte Reinhold, „Sie treten in das Geräuſch der Welt und die Veränderung wird Ihnen leicht und angenehm ſein, denn Sie werden dort alle Vergnügungen, die beſchäftigen, und alle Triumphe feiern, die tröſten. Einer entthronten Königin gleich holt man Sie aus der Hütte, um Ihnen Ihr Reich wieder zu geben. Aber haben Sie an Diejenigen gedacht, die Sie in dieſer ſtillen Einöde zurücklaſſen? Haben Sie ſich gefragt, was aus ihnen werden wird, wenn Sie nicht mehr da ſind?“

„Sie wollen mich ſtolz machen,“ ſagte Ida, indem ſie ſich zu lächeln zwang, um den Geſpräch die leidenſchaftliche Wendung zu benehmen, welche ſie es nehmen ſah; „aber glücklicherweiſe kenne ich die Einöde zu

gut, von der Sie reden, um Diejenigen bedauern zu müſſen, die darin zurückbleiben."

„Warum wollen Sie ſie denn verlaſſen?" fragte Falkenberg lebhafter.

„Ich glaube, Ihnen ſchon meine Gründe auseinander geſetzt zu haben," bemerkte Frau von Eichleben.

„Ach, Sie ſelbſt glauben nicht daran," unterbrach ſie Reinhold lebhaft; „nein, Sie können Ihre eigenen Ausſprüche über die ſchmählichen Verträge nicht vergeſſen haben, welche vernünftige Weſen wie Zahlen zuſammen würfeln! Das alſo wäre der Ausgang Ihrer Herzenszweifel, Ihrer hohen Ideen und glänzenden Traumbilder der Liebe? Warum ſtrafen Ihre Handlungen Ihre Worte Lügen? Dieſer Mann, den Sie früher wie einen Feind flohen, was hat er gethan, um ſein Unrecht gegen Sie wider gut zu machen? Welches Opfer hat er gebracht? Iſt er nicht mehr der herzloſe, gleichgültige Menſch, der Sie fallen ließ, ohne Ihnen die Hand zu reichen, um Sie zurück zu halten? Und Sie kehren freiwillig zu ihm zurück! Sie gewähren ihm Verzeihung und nehmen ſie von ihm an! O, ſteigen Sie doch herab von der Höhe, die Ihre Seele zu ſuchen vorgab, ſenken Sie Ihre Blicke von den Sternen hernieder auf die erbärmliche Menſchheit; ſeien Sie wenigſtens eben ſo aufrichtig als der Baron und geſtehen Sie, daß Ihre Güte nur Berechnung war."

Aus Ida's Auge ſchoß ein Blitzſtrahl auf Rein-

hold; ſeine Heftigkeit ließ ſie nun die Rolle der Beleidigten annehmen, was ihr zugleich einen unvorhergeſehenen Ausweg aus ihrer Verlegenheit darbot.

„Herr Falkenberg wird erlauben, daß wir hier abbrechen," ſagte ſie mit einem Stolze, vor dem Reinhold ſofort verſtummte; „es giebt Anſchuldigungen, die man nicht anhören darf, weil es erniedrigend wäre, ſie zurückzuweiſen; und meine Dankbarkeit iſt ſo groß, daß ich um ihretwillen nicht Schmähungen anhören möchte, die ich nie verzeihen könnte."

Indem ſie dieſe Worte ſprach, ging ſie der Thüre zu, welche in das andere Zimmer führte; dieſe Bewegung des Fortgehens war wie ein Donnerſchlag für Reinhold und verwandelte plötzlich ſeinen Zorn in Schrecken. Bei dem Gedanken erbebend, daß Ida ſich beleidigt zurückziehe, warf er ſich reumüthig und bittend vor ihr nieder, was kaum hingereicht haben würde, die junge Frau zurück zu halten, wenn er nicht zugleich ihre beiden Hände erfaßt hätte.

„Ach! achten Sie auf meine Worte nicht," flehte er; „entſchuldigen Sie mich, verzeihen Sie mir; ſehen Sie nicht, daß ich wahnſinnig bin? Mein Gott! was ſoll ich ſagen, was thun, um Sie zurück zu halten? Soll ich hier unſere Lebensweiſe ändern? Befehlen Sie, und Alles ſoll geſchehen! — aber ſprechen Sie nicht davon, uns zu verlaſſen. Wenn Sie fort ſind, wer wird mich anhören, wer mir antworten? Wollen Sie

denn, nachdem Sie mir das Paradies geöffnet, mich in die Hölle zurückwerfen! Der Baron bedarf Ihrer nicht, während Ihre Gegenwart eine Bedingung des Glückes für mich ist."

„Glauben Sie doch das nicht," erwiderte Frau von Eichleben; „Ihre Freundschaft übertreibt die Trauer um eine Trennung, die nothwendig geworden ist. Um die Lücke auszufüllen, die meine Abreise verursachen wird, bleibt Ihnen da nicht die Regsamkeit eines Geistes, der Alles zu erfassen versteht? Was thut ein Bild weniger in diesem wunderbaren Spiegel der Welt?"

„Und wenn nun dieses Bild alles Uebrige in sich schließt?" antwortete Falkenberg außer sich. „Wenn weder Entfernung noch Zeit es auslöschen können, wenn Sie mir so nothwendig geworden sind als das Tageslicht! kurz, wenn ich Sie liebe?"

„Was sagen Sie!"

„Nun ja! ja! das ist es, was ich nicht wagen mochte zu gestehen, was ich lange selbst nicht wußte; aber endlich hat die Furcht, Sie zu verlieren, es mir deutlich gemacht und nun habe ich es gegen meinen Willen ausgesprochen! Jetzt weiß ich, daß ich Sie vom ersten Augenblick, als ich Sie gesehen, liebe. Und dennoch habe ich nie etwas von Ihnen verlangt und verlange auch nichts, als Sie nur da zu wissen, wo ich athme, damit ich in derselben Luft mit Ihnen leben kann. O, schlagen Sie mir dies nicht ab, Ida; haben

Sie Mitleid mit mir; bleiben Sie, ich beſchwöre Sie darum, ſagen Sie, daß Sie bleiben wollen!'

Er war auf die Knie geſunken und hob wie im Wahnſinn ſeine Hände bittend zu ihr empor. Ergriffen von dieſem Anblicke, wollte ſie ihn beruhigen; aber er hörte ſie nicht und wiederholte unter Thränen und Schluchzen dieſelben Bitten. Ida, welche die Unmöglichkeit ſah, ſich ihm verſtändlich zu machen, nahm ſeine Hand, um ihn empor zu richten, aber da umſchlang er ſie ganz außer ſich mit beiden Armen und drückte ſie unter Bitten und Küſſen an ſeine Bruſt. Die junge Frau ſtieß einen heftigen Schrei aus, machte ſich mit Mühe von ihm los und ſtürzte in das angrenzende Zimmer, wohin er ihr folgen wollte; aber die geſchloſſene Thüre widerſtand allen ſeinen Anſtrengungen. Endlich, durch das Uebermaaß ſeiner Gefühle überwältigt, fühlte er ſeine Kräfte ſchwinden und ſtürzte ohnmächtig nieder.

## III.

Als Falkenberg wieder zu ſich kam, befand er ſich in ſeinem Alkoven im Bette und erblickte Ludmillen zu den Füßen deſſelben. Sie war ſehr blaß und hatte vom Weinen geröthete Augen. Er ſuchte in ſeinem Gedächtniß umher, aber Alles war finſter darin. Ein dumpfes Fieber bewegte ſeine Pulſe und tauſend verworrene Bilder ſchwammen vor ſeinen Augen. Dem

Hin- und Herwogen ſeiner ſchmerzlichen Gefühle überlaſſen, konnte er weder den Faden ſeiner Gedanken wiederfinden, noch ſich von ihnen los machen. Nur bei dem erſten Scheine des Morgenrothes beruhigten ſich ſeine Sinne und er ſchlief ein.

Als er erwachte, verkündigten die Sonnenſtrahlen, die ſich durch die Fenſtervorhänge in das Zimmer ſtahlen, daß es ſchon weit am Tage ſei; er ſtand eilends auf, zog ſich in Geſchwindigkeit an und ging wankend hinab. Als er durch den Hof ging, gewahrte er einen Reiſewagen, der vor dem Hofthore hielt. Ein Froſtſchauer durchfuhr ihn. Die kleine Natalie, die ihn gewahrte, lief auf ihn zu, um ihn zu küſſen.

„Was iſt das für ein Wagen?“ fragte er mit bewegter Stimme.

„Ach, weißt Du denn nicht, Papa,“ ſagte das Kind, „daß man unſere liebe Freundin abholt?“

„Frau von Eichleben?“

„Ja, ſieh nur her.“

Ein Diener erſchien auf dem oberen Perron, den Koffer tragend, den Reinhold den Abend vorher hatte packen ſehen. Bald kam Ida ſelbſt mit dem Baron und Ludmillen.

„Siehſt Du, Papa, ſie wollen fortreiſen!“ ſagte Natalie und deutete dahin. „Frau Ida fragte vorhin nach Dir, ich will ihr ſagen, daß Du da biſt.“ Und ohne die Stimme ihres Vaters zu hören, der ſie zurück

halten wollte, lief das Kind gegen das Haus zu, laut auffjauchzend.

Reinhold fühlte, was da kommen würde, und der bevorſtehende Abſchied in Gegenwart des Barons und Ludmillens erfüllte ihn mit Schaudern; er ſtürzte wie ein Wahnſinniger in den Garten, öffnete die Thüre, die auf das Feld führte, und lief kreuz und quer durch die Aecker. Zuerſt war ſein Wille, nur Denen zu entrinnen, die ihn ſuchten, bis daß er das Dach ſeiner Wohnung verſchwinden ſah; da warf er ſich athemlos auf das Gras im Gebüſch nieder. Seinen Kopf in beide Hände geſtützt, blieb er ſo regungslos, bis daß ein Geräuſch von Rädern und Pferden ihn aus ſeiner Betäubung riß. Ein Wagen erſchien auf der nicht weit entfernten Heerſtraße. Reinhold erkannte den des Barons. Frau von Eichleben ſaß allein im Hintergrunde und ihre Finger zerpflückten zerſtreut einen Zweig von Heliotropen.

Reinhold drängte ſich durch die Baumſchößlinge und ſtreckte mit einem dumpfen Schrei die Arme nach dem Wagen aus. Ohne Zweifel bemerkte ihn Ida, denn ſie erſchrak und wandte ſich zur Seite; zu gleicher Zeit zogen die Pferde raſcher an und der Wagen, mit Schnelligkeit dahin rollend, fuhr vor Falkenberg vorbei, der nur Zeit hatte, die ausgeſtreckte Hand der Baronin zu ſehen, welche den Zweig von Heliotropen fallen ließ.

Ach! von ſo manchen glücklichen Tagen und lachenden Hoffnungen blieb ihm Nichts als dieſe Blume, die er aus dem Staube der Heerſtraße aufgerafft! Das war der Abſchied von Ida, das letzte Andenken, das ſie ihm ſcheidend aus Mitleid zuwarf!

Das Bittere dieſer Gedanken erfüllte ſein ganzes Herz. Seine Lippen auf die Blume gepreßt, athmete er ihren Wohlgeruch als ein tödtliches Gift ein; er verſteckte ſein Geſicht in das Laubgras, um ſeine Thränen zu verbergen; er verſchloß mit ſeinen Händen den Mund, um ſein Schluchzen zu erſticken; er drückte ſein Herz auf die bloße Erde, um ſein Pochen zu beſänftigen. Mehrere Stunden vergingen ſo, ohne daß er es gewahrte. Endlich führte der Ausbruch der Kriſis ſelbſt einen Stillſtand herbei; die Thränen verſiegten, und gegen Abend ſuchte er wieder den Weg zu ſeiner Wohnung auf.

Dort fand er Ludmillen, die ihn ſeit dem Morgen hatte ſuchen laſſen, verweint. Bei ſeinem Anblick ſtieß ſie ein Freudengeſchrei aus und warf ſich in ſeine Arme; aber ſie behelligte ihn weder mit Fragen noch mit Vorwürfen; führte nur die Kinder zur Seite, half ihm in ſein Zimmer hinauf gehen, und nachdem ſie ihn mit Allem verſehen, was er nöthig haben könne, zog ſie ſich zurück. So war es am andern Tage und den darauf folgenden Tagen. Stumm und unſichtbar wie eine wohlthätige Fee für ihn wachend, ließ ſie ihm

die einzige Freude, die der Unglückliche noch haben kann: die, im Stillen zu leiden!

Ungehindert ſeinem Schmerze hingegeben, gefiel er ſich darin zu ſchwelgen, denn es giebt Qualen, worin ſich das Herz gefällt, und Wunden, die man gern wieder bluten macht; ja mit einer Art Luſt flechten wir uns Dornenkronen und ſorglich pflegen wir das Unglück, wie Andere es mit dem Glück machen würden. Falkenberg hatte freies Feld zu allen dieſen Klügeleien der Verzweiflung. Die Abreiſe der Frau von Eichleben hatte ihm alle Veranlaſſung zu einer geordneten Exiſtenz mit hinweg genommen; er wußte nicht mehr, was er mit ſeiner Zeit, noch was er mit ſeinen Gedanken machen ſollte. Die Einzige, die ihn hätte verſtehen können, war verſchwunden; das Leben war von jetzt an für ihn nur ein trauriger, einförmiger Monolog.

Ludmilla verdoppelte in ihrer Ruhe ihre Sorgfalt immer thätiger um ihn, aber dennoch nahmen ſeine Leiden unmerklich die Geſtalt einer unheilbaren Verzehrung an.

Eines Abends, als die Klarheit des Himmels zu einem Spaziergange aufforderte, lud die junge Frau ihn ein, unter die Linden der Terraſſe zu kommen. Er nahm es an und wollte aufſtehen; aber ſchon beim erſten Schritt brachen ſeine Knie zuſammen; Ludmilla unterſtützte ihn mit ihren Armen und ſein Kopf beugte ſich auf ihre Schulter.

„Ach," rief ſie in Thränen ausbrechend, „Du leideſt zu lange ſchon; Du mußt fort, Reinhold!"

„Fort!" ſtotterte der Kranke erſtaunt, „und warum?"

„Um ſie zu ſehen."

Falkenberg erblaßte.

„O! fürchte nichts," fuhr ſie fort, neben ſeinem Armſeſſel niederknieend; „ſchon lange weiß ich Alles. An jenem Abend, als Du, um ſie zurückzuhalten, ihr Deine Gefühle verrietheſt, kam ich, um mit ihr zu ſprechen, und hinter der Thüre ſtehend vernahm ich Alles."

Reinhold ſtreckte ſeufzend die Arme aus.

„Bedaure es nicht," tröſtete ſie; „die Wahrheit iſt immer beſſer als die Lüge, ſelbſt wenn ſie uns das Herz bricht; wenigſtens erkennt man deutlich ſeine Pflicht. Als ich erfuhr, daß das Glück Dir nicht mehr von mir kommen könne, weinte ich viel, aber zugleich dachte ich nur daran, Dich zu heilen. Ich hoffte auf die Zeit, auf ihre Abreiſe und auf meine Bemühungen; jetzt ſehe ich, daß dies Alles nichts zu helfen vermag, und nur ſie allein Dich retten kann."

„Vergieb, Ludmilla, vergieb!" ſtammelte Falkenberg ſchluchzend.

Sie nahm ſeine beiden Hände und küßte ſie.

„Dir vergeben?" ſprach ſie; „glaubſt Du denn, daß in meinem Herzen Zorn oder Vorwürfe wohnen? Iſt es Deine Schuld, daß Du in mir das Alles, was

Dich an ihr anzog, nicht fandeſt und daß die Vergleichung Dir zeigte, wie ich gar wenig war? Ach, guter Wille und Anhänglichkeit reichen nicht hin, um geliebt zu werden; man muß auch die Anmuth in ſeinen Verdienſten haben, und dieſe fehlte mir! An mir wäre es eigentlich, Dich um Vergebung zu bitten."

Aus Falkenberg's thränenreichen Augen ſtrahlte ein Blitz. „Engel!" flüſterte er, indem er Ludmillen anblickte.

„Ihr mußt Du dieſen Namen beilegen," erwiderte ſie, „weil ſie die Macht hat, Dir die Luſt am Leben wieder zu geben. Ja, zu ihr mußt Du gehen."

„Und glaubſt Du denn, daß ſie mich aufnehmen wird," ſagte Reinhold etwas verwirrt; „ſchied ſie nicht von uns, um einem Manne zu folgen, den ſie verachtete? was fragt ſie darnach, ob ich lebe oder ſterbe? Ach, ich kenne ſie jetzt, dieſe Frau, deren Gefühlsäußerungen nur Berechnung des Geiſtes waren; ich kenne ſie und dennoch bleibe ich ihr Eigen! ich lebe nur in dem unglücklichen Andenken an ſie. Ach, ſprich nicht davon, ſie wiederzuſehen! ich will hier bleiben, ja, Ludmilla, hier, bei Dir. Jetzt, wo kein Geheimniß zwiſchen unſeren Herzen mehr iſt, wirſt Du mich tröſten, mir Muth einflößen, und wenn ich mich nicht raſch genug der Hoffnung hingebe, dann wirſt Du nachſichtig mit mir ſein."

Er zog die junge Frau zu ſich, die ihre Wange

an ſeinen gebeugten Kopf lehnte. Beide blieben eine Zeitlang ſo, ihre Thränen vermiſchend und von Hoffnung und Geneſung ſprechend. Ach, weder der Eine noch die Andere ahnte die Größe des Uebels. In der Jugend iſt die Liebe wie ein Sturmwind, der am Horizont daher brauſt, aber bald vorübergeht; in reiferen Alter iſt ſie ſeltener, weniger geräuſchvoll, — aber wenn ſie einmal in's Herz zieht, ſo füllt ſie dieſes ganz und auf immer aus.

Was auch Falkenberg thun mochte, das Bild der Frau von Eichleben ſchwebte ſtets vor ſeinen Augen, er lebte nur durch ſie und für ſie. Ludmilla verſtand ihn leicht, und weit entfernt, ihm Das zu entziehen, was ihn an ihre glückliche Nebenbuhlerin erinnerte, umgab ſie Reinhold vielmehr damit.

Unterdeſſen machte die Krankheit ſchnelle und ſichtbare Fortſchritte; der herbeigerufene Arzt ſuchte umſonſt ihnen entgegen zu arbeiten. Reinhold's Tage waren gezählt; er ſelbſt fühlte es und dieſe Entdeckung brachte in ſeinem ganzen Weſen eine unerwartete Veränderung hervor. Ueberzeugt, daß er nur noch kurze Zeit die Laſt ſeiner Leiden zu tragen habe, wollte der Sterbende Allen, die ihn umgaben, den Abend ſeines Lebens angenehm machen. Er fand Kraft wieder zu lieben und zu lächeln. Die Kinder, die ſeit langer Zeit von ihm entfernt gehalten, wurden herbei gerufen; er

wollte über ihre Fortſchritte urtheilen, ihren kindlichen Plaudereien zuhören und, wie ſonſt, für ſie Projekte der Zukunft machen. Ludmilla fügte ſich mit Sanftmuth in Alles. Das Unglück vorausſehend, das ihr bevorſtand, verbarg ſie die Todesangſt ihres Herzens, indem ſie äußerlich eine ruhige Heiterkeit zu zeigen ſtrebte, während ihr Inneres in Schmerz verging. Ihr Muth reichte bis an's Ende. Als Reinhold's letzte Kräfte ſchwanden und er das Bett hüten mußte, ſetzte ſie ſich zu ihm und fuhr fort, ihm ſeine Wiedergeneſung im nahen Frühling zu prophezeien. Falkenberg that lächelnd, als glaube er daran. Endlich rückte für ihn jene Zeit heran, in welcher alle täuſchenden Schleier der Wünſche und Hoffnungen ſinken. Die letzten Augenblicke naheten und halb verklärt, halb geiſtesabweſend ſchien er ſich jetzt nur noch mit Alban und Natalie zu beſchäftigen; an Ludmilla richtete er Bitten und Rathſchläge. „Halte ſie nicht ferne von der Welt," ſagte er mit ſchwacher Stimme; „Pflanzen, die allzu ſorgfältig vor dem Winde geſchützt groß geworden, knickt leicht der erſte Sturm. Lehre ſie, daß ſie ſich nicht für weiſe halten ſollen, damit ſie nicht ſelbſt dem Uebel erliegen, welches ſie an Anderen heilen wollen. Ach, jetzt weiß ich es, daß nur Gott allein der Arzt der Seelen ſein kann!" So ſprach er in unterbrochenen und immer kürzeren Abſätzen, bis ſeine Stimme erloſch. Dann ſuchte er auf ſeiner Bruſt einen kleinen

vertrockneten Heliotropenzweig hervor, gab ihn Ludmillen, ſenkte den Kopf zurück und ſtarb.

Heute noch blühen die bengaliſchen Roſen in den grünen Weinblättern der Laube, aber Niemand kommt daher, um ſich in ihrem Schatten niederzulaſſen; zwei ſchwarz gekleidete Kinder gehen noch zuweilen dem Blumenbeete zu, aber ſie pflanzen keine Hyazinthen und Federröschen mehr in den Sand des Weges; Margarethe arbeitet wie vordem, aber Geſang und Lachen iſt vorbei, und nur die Vögel ſingen um das kleine einzeln ſtehende Haus der Vorſtadt.

# Eine Räubergeſchichte.

Ich war in Terracina angekommen und trällerte eine horaziſche Ode nach einer Melodie aus Fra Diavolo. In der Oſteria fehlte es an Speiſen, wie in allen Gaſthäuſern auf dieſer Route; ich forderte den Wirth auf, mir wenigſtens ein Paar Räubergeſchichten ſtatt einer Mahlzeit aufzutiſchen; aber ſein Kopf war ſo leer wie ſeine Küche; er wußte nichts zu erzählen, weil ſich nichts begeben hatte. Wie, dachte ich bei mir, die proſaiſche Sicherheit iſt alſo auch in dieſem Gebiete eingekehrt; man kann hier ſpazieren gehen wie auf den Promenaden einer deutſchen Stadt, die Börſe in der Hand, ohne auf eine Piſtole zu ſtoßen, die ſie uns abverlangt? Fra Diavolo iſt alſo ohne Nachkommenſchaft geſtorben? So verſchwinden die großen Dynaſtien! Was ſoll aus den armen Engländern werden, von denen ehedem die Banditen in den pontiniſchen Sümpfen mehr Geld erhielten, als die Austrocknung dieſer gekoſtet haben würde! Die Engländer, die auf

tragiſche Emotionen einer italieniſchen Reiſe rechnen und in ihrem Reiſebudget Poſten für Raub und Plünderung anzuſetzen gewohnt ſind. Der heilige Vater hat dafür geſorgt, daß ihre Gattinnen und Töchter auf der Appianiſchen Straße keine Ohnmachten mehr erleiden! Die päpſtlichen Dragoner haben mit den Säbeln exorcisirt und die Sünder in den Schluchten und auf den Bergen haben ſich zur Oſterzeit bekehrt. Was ſoll da aus den Leuten werden, die ſich in ihrem wohlbewaffneten Reiſewagen ſtarke Gemüthsbewegungen verſprochen haben?

Sie müſſen ſich eben derlei Vergnügungen ſelbſt vorbereiten, wie erſt jüngſt ein Lord S. gethan haben ſoll. Nach dem mageren Schattenſpiele eines Soupers zu Terracina ſchickte er zwei Reitknechte des Weges voraus, nachdem er ſie als Banditen verkleidet, wie ſolche auf dem Theater erſcheinen. Mitten auf dem Wege nach Rom wird er von ſeinen eigenen Leuten angehalten, die eben nicht mehr als die fünf italieniſchen Worte gelernt, die zu einer ſolchen Scene erforderlich waren. An zwanzig blinde Piſtolenſchüſſe wurden gewechſelt, als unglücklicherweiſe ein Piſtol Seiner Herrlichkeit, aus welchem die Kugel auszuziehen vergeſſen worden, den einen Reitknecht in den Schenkel verwundete, über welche tragiſche Wendung der andere ſo ſehr in Schreck gerieth, daß er ſich in einen pontiniſchen Sumpf ſtürzte, um ſchwimmend zu entkommen, und

ſicherlich ertrunken wäre, wenn nicht eine päpſtliche Patrouille erſchienen, die ihm das Leben rettete, um ihn darauf zu erſchießen. Der edle Lord eilte nun den Dragonern entgegen und erklärte ihnen in engliſcher Sprache ſeinen Witz; aber der Brigadier, der kein Engliſch verſtand, konnte nicht begreifen, wie ein Reiſender ſich ſo lebhaft um gefangene Räuber, die ihn angegriffen, annehme, witterte Einverſtändniß und ließ den guten Lord ſofort binden, der hierauf mit dem verwundeten und mit dem geretteten Reitknecht in ein Gefängniß gebracht und von zwei Mann bewacht wurde. Am andern Morgen ſchrieb der Engländer an ſeinen Geſandten und zugleich an den Generalpolizei-Commiſſär, Kardinal Somaglia. Der Erſtere war zufällig abweſend, der Letztere aber, ein großer Freund der Söhne Großbritaniens, legte die Sache gütlich bei, d. h. er ließ den reiſenden Lord einen anſehnlichen freiwilligen Beitrag zu den Geldgaben, woraus Thorwaldſen's koloſſale Statue des heiligen Paul beſtritten werden ſollte, bezahlen. Der Reitknecht mußte amputirt werden.

So ſind die pontniſchen Sümpfe geſäubert, und ebenſo iſt es auf der Seite von Viterbo her; Faulenzer und Bettler die Menge, die ſich vor Jedem, der Miene macht, ihnen einen Bajock zu ſchenken, in den Staub werfen — aber ein Reiſewagen gelangt in aller Ruhe und Sicherheit durch Wälder und über Berge, die ehedem blutige Schauplätze waren und ein wahr-

haft klaſſiſches Terrain für Raub und Mord ſcheinen, nach Ronciglione und ſtößt auf keine Spur von Verbrechen.

Ich ſtand im Begriff, Italien zu verlaſſen — und hatte keinen Räuber geſehen; es war dies für mich ein ausgeſtorbenes Geſchlecht, eine verſchwundene Mythe. Und doch war es mir aufgeſpart, den Letzten der Banditen, wie Cooper den letzten Mohikaner, zu ſchauen.

Wir ſaßen in Civitavecchia an der Table d'hote und Jeder plauderte, um ſeinen Appetit zu täuſchen. Wenn wir zu eſſen verlangten, ſo entſchuldigte ſich der Wirth, daß fünfzehn engliſche Familien in ſein Haus eingefallen und Alles in Beſchlag genommen; als ich nach einer Stube fragte, hieß es, ein engliſcher Admiral habe ſo eben den letzten Raum beſetzt. Das verrückte nun alle Pläne meines Aufenthalts.

„Nun, dann will ich mir Eure Stadt beſehen," ſagte ich zum Wirthe. „Was giebt es hier für Merkwürdigkeiten?"

„Gar keine," Signor, „Sie müßten denn die Erlaubniß bekommen, die Citadelle zu beſuchen; dort könnten Sie den berühmten Antonio Gasperoni, den Banditen von Terracina und aus den pontiniſchen Sümpfen ſehen."

„Warum erfahre ich das erſt jetzt? Und an wen hab' ich mich um die Erlaubniß zu wenden?"

„An Ihren Conſul, er verſchafft ſie Ihnen ohne Zweifel."

Nicht lange darauf hatte ich die Erlaubnißkarte und einen päpſtlichen Officier zum Begleiter.

Die Citadelle von Civitavecchia iſt von Michel Angelo erbaut und zwar im Style ſeiner Fresken und ſeiner Statuen; das Kennzeichen ſeines großen Geiſtes haftet an dem ganzen Steinbau: breites, rieſiges Mauer- und Bollwerk, dem Meere trotzend, Geſtein faſt wie Diamant. Die Citadelle vertheidigt ſich ſelbſt, ſie hat zu ihrem Schutze weder Kanonen noch Soldaten und weiſt dem Feinde nichts als den päpſtlichen Wappenſchild über dem Thore: Batterie und Garniſon iſt ſie ſelbſt.

Auf dem Wege dahin erzählte mir mein militäriſcher Begleiter von Antonio Gasperoni und ſeinen fünf und vierzig Mordthaten.

„Es iſt Grund genug da zu einem ängſtlichen Gefühl," meinte er, „wenn man dieſem gefürchteten Banditen gegenüber ſteht. Siebzehn Jahre hindurch verwüſtete er die römiſche Campagna. Sein gräßlichſtes Verbrechen iſt wohl folgendes. Auf der Straße, die von Neapel herführt, hielt er die Poſtkutſche eines Engländers, der mit ſeiner Tochter reiſte, an. Er nahm ihm alles Geld ab, that ihm übrigens kein Leid und ließ ihn weiterreiſen; aber er behielt die Tochter bei ſich. Sie war ein ſehr ſchönes Mädchen und Gasperoni ſchleppte ſie in ſeine Berge. Als der troſtloſe Vater in Rom ankam, ſetzte er ſofort einen hohen Preis

auf den Kopf des Räubers. Gasperoni's Stolz fühlte ſich durch dieſes ariſtokratiſche Herausnehmen des Lords höchlich verletzt; ihm ſchien es unverzeihlich, daß ein einfacher Bürger England's einen Preis auf den Kopf eines berühmten Banditenchef's zu ſetzen wagte, der dem Papſte den Krieg erklärt und den päpſtlichen Soldaten zwanzig wohlgeordnete Treffen geliefert hatte. Das war eine Unverſchämtheit, die den Hochmuth des Räubers tief beleidigte. Eines Morgens erhielt der Engländer in Rom einen Koffer mit ſeiner Addreſſe; er öffnete ihn und der unglückliche Vater fand darin den Kopf ſeiner Tochter."

Dieſe Erzählung machte mich ſchaudern und ich geſtehe es, mich faßte Reue, daß ich die Citadelle betreten, denn Michel Angelo's Bau ſchien mir jetzt eine Thiermenagerie zu ſein. Indeſſen ſiegte die Neugierde doch bald über die Angſt, ich bekräftigte mich in meinem Entſchluſſe und ließ mir das Bagno aufſchließen.

Ich ſah nun links eine Mauer, welche die Eingänge von zwanzig Zellen wies; rechts einen langen offenen Kreuzgang, der mit einem Hofe in Verbindung ſtand; in dieſem Kreuzgang ſchritten zwanzig Räuber auf und ab. Bei meinem Erſcheinen blieben ſie ſtehen und grüßten mich höflich, was ſehr beruhigend auf mich wirkte, denn ganz behaglich war mir unter dieſen gefürchteten Galeerenſträflingen doch nicht zu Muthe. Ich fragte ſofort nach Antonio Gasperoni,

und alle Hände wieſen nach ihm. Er ſtand aufrecht unter dem Eingange ſeiner Zelle, hielt es aber nicht der Mühe werth, zu mir zu kommen, ſondern nickte mir von dort in ſehr gutmüthiger Weiſe ſeinen Gruß. Ich kam auf ihn zu; es war nicht leicht, unter den bekannten Verhältniſſen ein Geſpräch anzuknüpfen, und ich begann es mit einer nichtsſagenden Frage, die ich in ſo unbefangenem Tone that, wie er mir wirklich nicht aus dem Herzen kam.

„Nun, Gasperoni," rief ich, „Ihr ſcheint Euch hier ganz wohl zu befinden?"

„Wer fühlt ſich wohl, wenn er nicht frei iſt?" antwortete er mit Achſelzucken, — eine Bewegung, die bei ihm oft vorkam.

„Und warum habt Ihr Euch denn von den Dragonern fangen laſſen?"

„Ich? Mich hätte wohl Niemand gefangen; ich ergab mich mit meiner ganzen Truppe. Der heilige Vater hatte mir die Freiheit verſprochen; bisher hat er mir Nichts als das Leben gelaſſen und ſein Wort noch nicht gehalten."

Der Officier, der mich begleitete, nahm mich bei Seite. Ich will Ihnen erklären, wie Das Alles kam. Gasperoni war des Lebens müde, das er über fünfzehn Jahre geführt hatte. Eines Tages beichtete er dem Pfarrer eines Dorfes und ſprach gegen dieſen den Vorſatz aus, dem Banditenhandwerke entſagen zu wollen.

Der Geiſtliche verſprach ihm, ſich an den heiligen Vater zu wenden, daß ihm Begnadigung und die Erlaubniß zu Theil werde, in die bürgerliche Geſellſchaft zurückzukehren. Gasperoni ſtellte die ausdrückliche Bedingung, daß auch ſeine Genoſſen in dem Gnadenakte mitbegriffen ſein ſollten. Nun begannen die Unterhandlungen. Dem Gouvernement war darum zu thun, ſich dieſer Banditen zu entledigen, denn ſie verödeten die Straße nach Neapel, ermordeten die Reiſenden, erhoben Brandſchatzungen und begingen tauſend Exceſſe. Man ſchickte Soldaten gegen ſie aus, aber dieſe tranken mit ihnen, ſtatt ſie zu bekämpfen; auch nahmen die Bauern die Partie der Räuber, weil ſie immer Etwas von der Beute erhielten, die den Reiſenden abgenommen ward. Nur die päpſtlichen Dragoner verſtanden keinen Scherz, aber in den unzugänglichen Bergen fanden die Räuber Schutz gegen dieſe gefürchteten Verfolger. Man nahm daher keinen Anſtand, mit Gasperoni durch die Vermittlung des Pfarrers zu unterhandeln. Dem Führer der Bande wurde von ſeinem Beichtvater folgender Beſcheid gegeben:. Der heilige Vater verſpricht dem Gasperoni das Leben; der Sünder zeige chriſtliche Unterwürfigkeit und Reue, ſo wird ihm Alles verziehen werden; unerläßlich aber iſt vor Allem, daß er ſich mit ſeiner Bande als Gefangener auf der Citadelle von Civitavecchia ſtelle. Der ſchlaue Gasperoni ſchwankte lange; aber der Geiſtliche bot ſeinen Einfluß auf; er

ſoll, wie man erzählt, ihm ſogar verſprochen haben, ſich nachdrücklicher für ihn zu verwenden, daß ihm gänzliche Verzeihung zu Theil werde, wenn er dem heiligen Vater gehorche, und daß ſeine Kerkerthür nach Verlauf einiger Zeit geöffnet werde, vorausgeſetzt, daß er ſich ehrfurchtsvoll und ergeben in ſein Loos füge. Der Geiſtliche ließ es an Zureden nicht fehlen, Gasperoni war ſeines Laſterlebens müde und willigte endlich ein, ſich zu ergeben. Seine Genoſſen waren ſeit je her gewohnt, ihm zu gehorchen, und folgten ihm freudig in's Gefängniß. Wie Sie die Leute hier ſehen, warten ſie ſeit einigen Jahren auf ihre Freiheit; doch glaube ich nicht, daß man ſie ihnen jemals geben wird. Uebrigens hat der heilige Vater gehalten, was er verſprochen, und wird es wohl dabei bewenden laſſen; denn dieſe Leute ſind zu gefährlich.

Ich näherte mich nun von neuem Gasperoni, der ſeine Stellung nicht verändert hatte. Er ſah den Theaterräubern gar nicht ähnlich. Seine Miene iſt ſanft, ſeine Züge regelmäßig, ſein Lächeln liebenswürdig und geiſtreich. Sein Haar iſt ſchwarz, glatt, hinten ziemlich lang und nachläſſig von einem Faden umſchlungen. Er erzählt mit einer Art gleichgültiger Gutmüthigkeit; ſeine Geberde iſt einfach im Gegenſatze zu anderen Italienern, die damit verſchwenderiſch ſind; aber wenn eine unerwartete Frage ihm eine Antwort entlockt, die er mit Widerwillen giebt, dann verräth ſich der unge-

wöhnliche Menſch in ihm: ſeine Züge werden drohend, ſein Auge flammt und ſeine Lippe zuckt konvulſiviſch, ſeine Rede wird lebhaft, derb, pittoresk, — man erkennt den Banditen mit fünf und vierzig Mordthaten.

„Wie nennt Ihr Euch denn in Wirklichkeit?“ fragte ich ihn. „Man ſagte mir, Ihr hieſſet eigentlich Barbonne.“

„Das iſt nur mein Beiname im Gebirge; mein eigentlicher Name iſt Antonio Gasperoni.“

„Ihr habt Euch ſehr berühmt gemacht; man ſpricht von Euch in Italien wie von Katalina, Spartakus und ähnlichen Landsleuten, welche Rom den Krieg erklärt haben.“

Er lächelte und verneigte ſich beſcheiden.

„Und was für ein Beweggrund war es, Gasperoni, der Euch in dieſe Laufbahn warf?“.

„Ein Streit in Neapel.“

„Ein Streit! eine ſolche Kleinigkeit! Das iſt doch eine zu unbedeutende Veranlaſſung, um mit der menſchlichen Geſellſchaft zu brechen.“

„Allerdings; aber in dieſem Streite tödtete ich meinen Gegner.“

„Das iſt freilich ein Anderes. Und wie lange habt Ihr Euer Handwerk ausgeübt?“

„Durch ſiebzehn Jahre.“

„Habt Ihr Wunden?“

„Am ganzen Leibe.“

„Ihr habt Euch alſo wohl oft geſchlagen?“

„O ja, oft, ſehr oft.“

„Mit den päpſtlichen Soldaten?“

„Mit den Soldaten —“ er machte eine mitleidige Bewegung — „nein; aber mit den Dragonern.“

Ich hörte von einem Begebniß in der Köhlerhütte — ein Blitz ſchoß aus ſeinem Auge und ſeine Züge verdüſterten ſich; — „wolltet Ihr mir wohl die Geſchichte erzählen; ich würde es Euch ſehr Dank wiſſen.“

Gasperoni nickte einwilligend, und die ganze Bande zog einen Kreis um uns, um die gräßliche Geſchichte aus dem Munde ihres Anführers zu vernehmen.

„Es waren ihrer ſiebzehn,“ begann Gasperoni, ſiebzehn Köhler; ſie hatten mich an die päpſtlichen Soldaten verkauft. Ich hielt ſie für unſere Freunde und wir aßen und tranken ruhig in ihrer Hütte. Ich hatte nicht einmal eine Wache ausgeſtellt, ein großer Fehler von mir, aber ich dachte immer bei mir: dieſe Köhler ſind ehrliche Leute. Das ſollte ſich bald zeigen. Mitten in der Nacht höre ich plötzlich Soldatenſchritte — mein Ohr kennt dieſe Schritte auf eine Stunde Weges. „Kameraden, wir ſind verrathen!“ rufe ich, und wir ſpringen zu den Waffen. Die Päpſtlichen waren vielleicht auf zwanzig Schritte von der Hütte, unſer waren Zwölf, ihrer Dreißig. Wir brachen uns unter Gewehrfeuer Bahn durch ſie, ich ſelbſt erſchoß ihrer vier; ich wurde am Arme verwundet, hier ſehen Sie die Narbe. Die Päpſtlichen mußten uns

ziehen laſſen, ſie erhielten keinen Gefangenen und tödteten Keinen von uns; denn die Kerle ſchießen erbärmlich; wären es Dragoner geweſen, ſo waren wir verloren. Das war aber noch Nichts, hören Sie weiter. Drei Tage ſpäter ſtiegen wir zur Nachtzeit vom Gebirge herab; ich führte meine Leute an die Hütte der Köhler. Sie ſchliefen, die Elenden. „Wer pocht an der Thüre?" rief es von innen. Wir antworten: Oeffnet Euren Freunden, den Soldaten. „Oeffnet nicht," ruft einer der Köhler, „es iſt Gasperoni!" Ich breche die Thüre mit dem Flintenkolben ein; wir dringen hinein ſchäumend vor Wuth und metzeln Alle nieder. Das war nur gerecht, nicht wahr, Herr? ſie mußten Alle ſterben, dieſe Meuchler, für ihre Verrätherei. Ich gehe nun daran, die Leichen zu zählen: es waren nur vierzehn. Ich durchſuche die Hütte, durchſtöbere alle Winkel; — Nichts! Drei waren entkommen, die Rache alſo nur halb. Ich weinte Thränen der Wuth. „O ich finde ſie, ich muß ſie finden!" rief ich meinen Kameraden zu. Ich wäre durch ganz Italien gerannt, um ihrer habhaft zu werden. — Zwei Jahre ſpäter treten wir eines Abends, um zu trinken, in eine abgelegene Hüttenkneipe unweit des Meeres. Wir kannten das Terrain. Drinnen ſaßen Bauern um einen Tiſch. Mein Auge iſt ſcharf, um den Feind zu erkennen: ich erblicke meine drei Köhler in eine Ecke gedrückt: welch' ein Jubel für mich! Da ſind ſie endlich. „Hierher, Hierher,

Ihr Drei, daß man Eure Geſichter ſehen kann!" ſo rufe ich ihnen zu. „Wie, Ihr habt Furcht?" Sie zitterten und erblaßten, die Banditen. „Es iſt ſchon lange, daß ich Euch ſuche," fuhr ich lachend fort. Sie warfen ſich mir zu Füßen und flehten um Gnade. Ich gab meinem Blutſchergen einen Wink und er ſtreckte ſie mit drei Kugeln nieder. Ich ſelbſt vergieße niemals Blut außer im Kampfe; außer dieſem habe ich niemals einen Menſchen getödtet, nicht einmal dieſe Nichtswürwürdigen, die mich verkauft hatten."

Die Banditen bejahten kopfneigend die Worte, — ein pantomimiſches Moralitätszeugniß für ihren Anführer.

„Aber man erzählt ſich in der Welt doch allerhand Dinge von Euch," ſagte ich.

„O, ich weiß, hundert Fabeln — nichts weiter."

„Und die Tochter jenes Engländers, der einen Preis auf Euren Kopf geſetzt?"

„Das iſt nicht wahr," unterbrach er mich lebhaft; „Weiber ließ ich niemals morden."

„Ihr habt deren doch in Eure Berge geſchleppt?"

Dieſe Frage machte ihn lächeln, aber er ſchwieg und nahm die Haltung eines diskreten Liebesabenteurers an — wohl, damit man ſein Schweigen beliebig auslegen könne.

„Ihr ſehnt Euch wohl manchmal nach dem ungebundenen Leben zurück, dem Ihr freiwillig entſagtet?

Wenn der heilige Vater Euch nun die Freiheit gäbe, was thätet Ihr dann?"

„Ich würde ein ehrlicher Mann, ginge nach Neapel und arbeitete."

„Das würde Euch ſchwer werden, Gasperoni; Ihr habt nun einmal Gewohnheiten . . ."

„Nein, mein Herr; das Leben in den Bergen langweilt mich; ich habe es ſiebzehn Jahre lang geführt: ich war jung und Mühſal war meine Luſt; ich werde aber älter und leide an meinen Wunden; ich bedarf der Ruhe."

„Uebernähmet Ihr denn die Verantwortung für alle Eure Kameraden?"

„Für Alle."

„Iſt denn Derjenige auch hier, der Euer Blutſcherge war und der auf Eure Rechnung mordete?"

„Ja, da iſt er."

Wenn eine Schlange in meinen Aermel gekrochen wäre, hätte mich kein ärgerer Schrecken befallen. Der gräßliche Menſch ſtand gerade zu meiner Linken und drückte ſeinen Arm an den meinigen. Bis zu Gasperoni's letzten Worten hatte ich ſeinen Blutbüttel gar nicht bemerkt. Er verläßt ſeinen Gebieter nie, er wacht und ſchläft an ſeiner Seite, wie ehedem in den Bergen, ſo jetzt auch hier, als ob er noch im Gefängniſſe den unwiderruflichen Befehl zu einer Hinrichtung erwarte. Ich habe nicht bald ein ſcheußlicheres Weſen geſehen;

ſeiner langen hageren und blaſſen Figur iſt die Dummheit des Laſters aufgeprägt; über ſeinem Auge hängt die ſchlaffe Oberhaut, wie ſie der Aasgeier hat; über ſeine Miene zuckt das Gewohnheitsgrinſen eines falſchen Lächelns, ſein Blick aber iſt ernſt und eiſig. Während ich ihn betrachtete, verweilte ſein Auge auf den Knöpfen meines Rockes und ſchien ſie langſam zu zählen.

„Wie heißeſt Du?“ fragte ich ihn.

Er blieb gebückt vor mir ſtehen, ſein Auge erhob ſich nicht zu mir, ſeine Lippen ſchienen ſich nicht zu öffnen und gleichſam aus hohler Bruſt klang es herauf: „Geronimo.“

„Alſo Du warſt es, der den Henker machte?“

„Ja Herr.“

„Und haſt Du Viele getödtet, Geronimo?“

„O ja, Viele, ſo oft man mir ſagte: bring' um!“

„Ich möchte bezweifeln, daß der heilige Vater auch Dich begnadigen wird.“

Ein ſchallendes Gelächter der ganzen Bande beantwortete meine Bemerkung. Geronimo machte ein Zeichen, als kümmere ihn das wenig, und fuhr fort, die Knöpfe meines Rockes zu zählen. Ich wandte mich zu den übrigen Geſellen.

„Mir däucht,“ ſprach ich zu ihnen, „daß Ihr recht heiter ſeid und in der Gefangenſchaft keineswegs abmagert.“

Ein Bandit von ungemeinem Leibesumfange — an

Banditen wohl eine Seltenheit — erwiderte, daß der heilige Vater für ihre Ernährung beſtens Sorge trage. „Wir eſſen Fiſch, Fleiſch, gutes Gemüſe," ſagte er, „und Alles, was wir wollen; wir bekommen Jeder täglich zwei Paoli (etwa 30 Kreuzer) ausbezahlt und damit läßt ſich leben."

„Dann ſeid Ihr ja hier glücklicher, als halb Italien, und gewiß beſſer daran, als die vielen Armen im Kirchenſtaate; man giebt Euch alſo täglich zwei Paoli?"

„Ja, Herr," antwortete Gasperoni, „und das iſt eine ſehr vernünftige Politik der Regierung. Denn die, welche unſer Handwerk treiben oder künftighin treiben werden, wiſſen, daß, wenn ſie ſich als Gefangene ſtellen, ſie gut eſſen, in guten Betten ſchlafen und gut bezahlt werden, was man in den Gebirgen nicht immer findet. Das kann nur locken, ſich zu ergeben, wenn man einmal des Lebens auf der Heerſtraße müde iſt. Und überdies fallen hier noch Geſchenke von Reiſenden ab."

Ich verſtand den Wink, erfüllte ihn und ſprach, indem ich ging, mein Vergnügen aus, ſie Alle ſo zufrieden gefunden zu haben.

Mein Begleiter beſtätigte Alles, was ich ſo eben von der Großmuth des Papſtes gehört hatte.

Ehe ich den Ort verließ, durchmuſterte ich die Geſellſchaft noch einmal recht aufmerkſam. Keine einzige maleriſche Phyſiognomie darunter; den Anführer und

ſeinen Henker ausgenommen — lauter ſpießbürgerliche, proſaiſche Geſichter, die man für ehrliche Leute und zufällige Opfer der Polizei halten könnte. Ich weiß nicht, ob ſie jemals das kleidſame Koſtüm getragen, welches die Künſtler den Banditen zu verleihen pflegen; ihre Kleidung im Bagno iſt die der italieniſchen Arbeiter: graue Hoſen, braune Weſten, blaue Strümpfe — das ſtreift den poetiſchen Schleier ihres Handwerks vollends ab. Auch ihre Stellungen und Geberden hatten nichts Anziehendes, wie wir es auf Lithographien zu ſehen gewohnt ſind: ausdruckslos und ohne ein Zeichen der Erinnerung an Ehemals blickten ſie in den hellen Himmel, in die herrliche italieniſche Luft und in die milde Sonne hinein, welche die Arkaden vergoldete und, eine Freundin ihrer freien Berge, ihnen jetzt bis in ihre Zellen nachſchlich. Das Meer, das an den Unterbau der Citadelle brauſte, verſenkte ſie in keine Träumerei; ſie ſchienen gleichgültig gegen Alles, aber ohne Niedergeſchlagenheit und ohne eine ſichtbare Bewegung der Hoffnung oder Verzweiflung. Sie rauchten, vor ſich hin lächelnd und mit heiterer Stirne.

Ich hatte alſo einen Räuber geſehen, als ich nahezu die ganze Gattung ſchon verſchwunden glaubte; aber ich muß geſtehen, daß mir der Beſuch in der Citadelle von Civitavecchia viele Illuſionen der Phantaſie raubte.

Das alſo iſt die Bande, welche über fünfzehn Jahre lang die Gegend der pontiniſchen Sümpfe verwüſtete,

die päpſtlichen Soldaten zittern machte, den Dragonern förmliche Schlachten lieferte und unzählige reiche Engländer geplündert hatte, die es nicht anders gewohnt waren, als auf der appianiſchen Straße beraubt zu werden. Wahrſcheinlich werden die Geſellen in beſtändiger Erwartung ihrer Freiheit bis an ihrer Tage Ende in der Citadelle bleiben und mit ihnen verſchwindet wohl die letzte Räuberbande. Immerhin wird man noch auf einzelne Wegelagerer zwiſchen Viterbo und Ronciglione, zwiſchen Rom und Terracina ſtoßen, aber kaum mehr auf einen organiſirten Haufen von Banditen mit Anführer, Uniform und Fahne. Es iſt dies ein Glück für die reiſende Welt, aber ein Verluſt für die Künſtler. Die römiſche Campagna ohne Banditen iſt Das, was die ſyriſche Wüſte ohne Karavanen. So verſchwindet nach und nach überall das Eigenthümliche, das Schlechte mit dem Guten. Der Orient bleibt noch unſere letzte Hoffnung — und ſiehe da, der Türke kleidet ſich in einen blauen Waffenrock, der Bayer wird ein Erbe des Perikles, und der Sultan trägt Sporn-ſtiefel und einen runden Filzhut aus Paris!

# Ein Opfer und sein Lohn.

Wir ſind in einer alten Stadt und ſchreiten eine enge und dunkle, von hohen Häuſern gebildete Straße hin, die jedoch da, wo ſie ſich dem Stadtthore nähert, immer breiter und heller wird. Zur linken Seite zwar läuft noch immer eine dichtgedrängte Reihe beſcheiden ausſehender, aber hochſtockiger Häuſer fort, deren Bewohner an Fleiß und Zahl den Bienen zu vergleichen ſind; rechts aber verweilt das Auge mit Behaglichkeit auf ſchönen niedrigeren Neubauten, durch bequeme vergitterte Einfahrten unterbrochen und rückwärts von wohlgepflegten, reichbebuſchten und freundlichen Gärten umgeben, welche den Wohlſtand der dieſſeitigen Hauseigenthümer andeuten und, zugleich den Bewohnern der höheren Stockwerke auf der linken Seite, einen genußreichen und beneidenswerthen Einblick gewähren.

Im Jahre 183. hatte die Familie Imbach eine Wohnung im vierten Stockwerke eines dieſer hohen Häuſer inne, welche zwar mit aller Einfachheit eingerichtet,

auf die jedoch eine bewunderungswürdige Sorgfalt verwendet war. Da ſah man unter anderen auch einige wohlerhaltene und ſchön polirte Nußbaum-Möbel, in denen man ſich faſt ſpiegeln konnte. Auf den Wandſchränken ſtanden einfache Vaſen aus Steingut und blanke Gläſer älterer Façon, mit den friſcheſten und lieblichſten Blumen der Jahreszeit angefüllt. Die Fenſter waren mit faſt in die Mauern eingezwängten Kaſten verſehen und erſchienen ringsum eingerahmt von indianiſcher Kreſſe, Kabeas, Waldreben und Winden, und durch das Geranke bahnte ſich das Auge den Weg, um gegenüber in der Tiefe ein grünendes Amphitheater vor ſich liegen zu ſehen. Die ganze ſorgliche Einrichtung und geſchmackvolle Anordnung dieſer Wohnung ſchien die Gegenwart irgend einer Fee zu verrathen, die Das Alles gleichſam mit ihrem Zauberſtäbchen hervorgerufen hatte und im Stand hielt, oder es mußte von irgend einem ſorglich liebenden Kinde ſo poetiſch ausgeſchmückt worden ſein, deſſen angenehme Beſchäftigung und Aufgabe es war, den beſcheidenen Aufenthalt zu verſchönern.

Man behauptet zwar, es gebe keine Feen mehr, Niemand aber läugnet, daß es noch liebenswürdige und tieffühlende Mädchen giebt, die mit Erſteren ziemlich gleichbedeutend ſind. Suſanne Imbach war in der That die zauberiſche Schöpferin dieſer blühenden Wohnung, eine junge hübſche Fee von ſechszehn Jahren,

ſchlank und lieblich, zart gebaut, mit großen ſchwarzen Augen und glänzendem, wellenförmig anliegendem Haar, das einen milden Widerſchein gab, und mit ſo roſig durchſchimmernden Geſichtszügen, daß, wenn ſie ſich zufällig am Fenſter ſüßen Träumereien überließ, die Vögel auch ſie für eine Blume halten mochten und ohne Scheu naheten, um die ausgefallenen Reſedakörnchen aufzuleſen. Wahr iſt es, daß dann Suſanne ihren Athem anhielt, um die kleinen ſingenden Gäſte aus ihren ſchwebenden Gärten nicht zu verſcheuchen. Sie liebte die Vögel über die Maaßen und beſaß darum auch ein allerliebſtes Kanarienhähnchen im zierlichen Bauer, das ſie gar ſorgfältig pflegte, denn Suſanne beſaß ein gutes Herz.

Aber Vögel und Blumen waren nicht die ausſchließenden Lieblinge dieſes anmuthigen harmloſen Kindes: ein noch viel tieferes Gefühl lebte in ihrem Herzen für ihre Mutter, welche die brave und würdige Frau eines Verwaltungsbeamten war, der das Unglück gehabt hatte, ſechs Monate vor der vorgeſchriebenen Zeit zu ſterben, durch welchen Unfall ſie ohne Wittwengehalt ausging; er hatte ſeiner Frau und Tochter nichts weiter hinterlaſſen, als ſeinen guten Namen und den Fleiß ihrer Hände, was allerdings, um zu leben, nicht immer zureichend iſt. Glücklicherweiſe war aber Frau Imbach, wenngleich ſchwächlich, doch mit ausdauerndem Muthe begabt, und die niedliche Suſanne

war ihr darin vollkommen gleich. Während die Mutter ſchlechte Modebilder für einen Kunſtkrämer — und abgeſchmackte Vignetten mit Reimſprüchen für die Conditoreien ausmalte, ſtickte die Tochter mit ſo unermüdlichem Eifer und ſo bewunderungwürdiger Behendigkeit, daß unter ihren roſigen Fingern, gleichſam wie unter dem Strahle der Sonne, der ſchönſte Blumenflor der Welt gedieh.

Aber alle dieſe ununterbrochene Arbeit würde kaum genügt haben, ihnen eine behagliche Exiſtenz zu verſchaffen, ohne die Mitwirkung eines jungen Mannes, der die Wohnung der Fee Suſanne und ihrer Mutter theilte. Dieſer junge Mann hieß Theodor, war ein Neffe der Frau Imbach und ein Waiſenkind, welches von ihr erzogen und wie ihr eigener Sohn betrachtet wurde. Theodor bekleidete eine Stelle in einem Commiſſionsgeſchäft, und da er ſein Salair gewiſſenhaft zu dem kleinen Erwerbe der Familie legte, ſo bildete das ziemlich abgerundete Budget dadurch zugleich einen Reſervefonds für die Zukunft. Arme Menſchen allein wiſſen die fleißige Vorſicht der Ameiſen nachzuahmen.

Nur Eines ſchien nicht vorhergeſehen worden zu ſein: daß nämlich die zwei jungen Leute, Beide allerliebſt und gut, eine Wohnung theilend und in einem innigen Verhältniß zueinander ſtehend, dem Unglück entgegen gingen, ſich lieben zu müſſen. Und ſie liebten ſich in der That: es war eine ruhige, herzliche und

tiefwurzelnde Liebe, die nur eines Zufalls oder eines Hauches bedurfte, um ſich zur vollen Höhe zu erheben oder ſich ſelbſt bis zur Aufopferung zu ſteigern. Theodor hätte für Suſannen jeden Augenblick ſein Leben gelaſſen, und doch hatte er ihr kaum von ſeiner Liebe geſprochen; Suſanne aber hätte für Theodor Alles opfern können, und doch hatte ſie ihm bis jetzt kaum anders zugelächelt als anderen Menſchen in der Welt. Sowohl der Eine wie die Andere wußte jedoch, daß, wenn ſich die Gelegenheit dazu bieten ſollte, ſie wechſelſeitig auf eine Freundſchaft ohne Grenzen, ja auf eine glühende, bis zur Leidenſchaft geſteigerte Liebe zählen durften. Wenn Vertraulichkeit nicht die Lauheit der Gewohnheit annimmt, ſo bringt ſie die ſtärkſten und lebhafteſten Gefühle hervor; dergleichen Gefühle ſchlummern mitunter tief im Herzen verborgen; doch ergeht es ihnen wie den Veilchen, ſie verrathen ſich bald durch ihren Duft.

Frau Imbach war es nicht ſchwer geworden, dieſen Zuſtand der Dinge zu bemerken, und ſie ſagte daher mit ihrer gewohnten Zärtlichkeit eines Tages zu ihren Kindern: „Mir ſcheint, als ob Theodor und Suſanne keineswegs böſe ſein würden, wollte man ſie mit einander verbinden? Sollte Jemand darüber eine andere Meinung hegen, ſo mag er ſie ausſprechen!“

Statt aller Antwort umarmte Suſanne zärtlich ihre Mutter und Theodor erblaßte vor Freude.

„Gut!“ fuhr die Mutter lächelnd fort, „die Parteien ſind einig. Wir wollen alſo auch gleich beſchließen, daß, ſobald Suſanne ihr volles ſiebzehntes Jahr zurückgelegt hat, das heißt in vier Monaten, Theodor ihr Mann werden ſoll.“

Theodor ergriff die Hände der Frau und drückte ſie mit Heftigkeit; blaß, mit feuchtem Blick und verklärten Zügen rief er mit einer nicht mehr zurückzuhaltenden Bewegung aus: „O, meine Tante, wüßten Sie, wie ſehr ich Suſannen liebe!“

„Ich weiß es, Theodor. Meine Suſanne wird mit Dir glücklich werden, denn in Deiner Bruſt ſchlägt ein gutes Herz.“

Vielleicht zum erſten Male richtete Suſanne jenen Blick auf ihren Vetter, der auch ihre tiefe Empfindung verrieth: „Und auch ich,“ ſagte ſie mit einem unausſprechlichen Ausdrucke, „auch ich werde mich bemühen, Dich glücklich zu machen, denn Du verdienſt es ja ſo ſehr!“ —

Theodor und Suſanne galten von jetzt als Verlobte. Der Gang ihres Lebens blieb derſelbe wie zuvor; Suſanne überließ ſich Abends an den Fenſtern nur häufiger ihren Träumereien, und Theodor äußerte hin und wieder lächelnd: „Ich weiß es nicht, wie es kommt, mir ſcheint es oft, als ob die Zeit einen unerträglich ſchleichenden Gang angenommen habe. Was hältſt Du davon, Baſe?“

„Ich, Vetter, finde im Gegentheil, daß ſie Flügel hat," erwiderte das junge Mädchen ſchalkhaft.

---

An einem Sonntage, einem ſehr ſchönen Tage, war die Familie Imbach gerade im Begriffe, auf's Land hinaus zu gehen, wo ſie gern ihr beſcheidenes Mahl im Grünen einnahm, als die Schelle plötzlich mit Heftigkeit gezogen wurde; kaum hatte Suſanne die Thüre geöffnet, ſo ſprang in fröhlicher Stimmung ein Mann in das Zimmer.

„O!" rief er freudig aus, „ſo hätte ich Euch doch endlich entdeckt! Guten Tag, liebe Frau, guten Tag, allerliebſte Suſanne! auch Dir meinen Gruß, mein lieber . . .! O, alle Wetter! erinnere ich mich doch Deines Namens nicht mehr."

Darauf warf ſich der Neuangekommene Frau Imbach ſo ungeſtüm in die Arme, daß er ſie zu erdrücken drohte, umarmte dann ohne alle Umſtände das junge Mädchen, und preßte Theodor's Hand wie in einem Schraubſtock zuſammen.

„Nun!" begann er von Neuem, indem er einige Schritte zurück trat und die Arme übereinander kreuzte, „erkennt Ihr mich nicht mehr, mich, den Philipp Werner, den treuen Freund des armen Imbach, deſſen frühes Ende ich jetzt erſt bei meiner Rückkehr erfahren habe? Sollten mich denn die in Mexiko verlebten

acht Jahre ſo ſehr verändert haben? Ihr bringt mich zur Verzweiflung!"

Der ungeſtüme Eingang hatte Frau Imbach ſo ſehr überraſcht, daß ſie einige Augenblicke lang ganz verwirrt ſchien; bald aber hatte ſie den fröhlichen Eindringling wieder erkannt, und ſein treuherziges, aufrichtiges Weſen ſich vollkommen in's Gedächtniß zurückgerufen. Suſanne und Theodor hatten ihn faſt eben ſo raſch wieder erkannt. Er war ein großer kräftiger Mann von 36 bis 40 Jahren, mit einem ganz leidlichen Geſichte, offenem und freiem Blicke, dabei wohlgenährt mit einem leicht gerundeten Leibe, und von einem gewiſſen Selbſtgefühle, welches bei wohlbeleibten und fröhlichen Menſchen für Humor und Liebenswürdigkeit gilt. So war er vor acht Jahren nach Mexiko gegangen, ſo kam er wieder, nur mit dem Unterſchiede, daß er nach Auseinanderſetzung ſeiner kaufmänniſchen Geſchäfte über 200,000 Piaſter erworben hatte, von denen er bei ſeiner Abreiſe nach Amerika nichts beſeſſen hatte. Dieſe drückende Sorge hatte ſeinen guten Humor in keiner Weiſe vermindert.

Suſanne rückte ihm einen Stuhl herbei und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Auf Ehre, nein!" ſagte er, „Sie haben die Abſicht auszugehen, und ich will Sie nicht davon abhalten. Wir ſind muſterhafte Leute, die ſich wiederſehen werden, und ich erkläre, Sie noch oft genug zu be-

läſtigen. Ich habe beim Kukuk wohl das Recht dazu, denn ich liebte den guten Imbach von ganzem Herzen, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich jederzeit auch der Freund ſeiner Familie bleibe. Würdet Ihr ſo grauſam ſein, mir Das zu wehren?"

„Nicht im Entfernteſten, lieber Herr Werner," erwiderte lächelnd die Mutter. „So oft Sie uns beſuchen, ſollen Sie uns ſtets herzlich willkommen ſein. Immer denke ich noch daran, daß Sie vordem unſer Singvogel genannt wurden."

„Ein wahrer Teufelslärmmacher! Wohlan, ich bin unverändert, bin gut zu Fuß, mit einer geläufigen Zunge, einem guten Magen begabt, und an einem guten Herzen fehlt es auch nicht: Sie müſſen mir ſchon das Eigenlob hingehen laſſen. Bah! das Leben iſt zu kurz, um es ſich mit unnöthigen Sorgen zu vergällen!... Aber noch einmal, Sie waren im Begriff auszugehen, und ich entferne mich."

„O! wir ſind nicht ſo eilig," entgegnete Suſanne, „wir wollen auf's Land, um im Freien zu eſſen."

„So! Nun, Das finde ich allerliebſt. Für dergleichen Vergnügungen habe ich auch Sinn behalten, zum großen Aerger der Einfältigen, die derartige Neigungen lächerlich finden. Erinnern Sie ſich, meine liebe Frau Imbach, noch unſerer Ausflüge nach den Ufern des Fluſſes oder in das Gehölz bei Buchen-

heim. Es iſt allerdings etwas lange her. Suſanne ... ich müßte wohl jetzt Fräulein Suſanne ſagen."

„Für die Freunde meines Vaters heiße ich immer kurzweg Suſanne," unterbrach ihn das junge Mädchen mit liebenswürdiger Grazie.

„Alſo ohne Umſtände Suſanne!" fuhr Werner vergnügt fort: „Suſanne war zu jener Zeit nicht höher als mein Knie; aber alle Wetter, ſchon damals verſprach ſie, was ſie nun geworden iſt, ein ſchönes Mädchen. Ei nun, nun mein Kind, Sie brauchen darüber nicht zu erröthen; ich werde dergleichen nicht wiederholen, und bin kein Freund von albernen Complimenten. Zudem iſt es der jungen Leute Sache, ſchöne Redensarten an junge Mädchen zu richten, nicht wahr, Theodor? Sieh, da fällt mir mit einmal wieder Dein Name ein! Bedenke aber nur, daß ich acht Jahre lang den Namen nicht mehr ausgeſprochen habe, und ſo leicht iſt's eben auch nicht, in dem vor mir ſtehenden jungen Herrn den kleinen vierzehnjährigen Teufel wieder zu erkennen, der mich beim Seilſpringen wacker ſchwitzen machte und mich noch obendrein auslachte, wenn ich nicht ſo behend wie er war."

„Ja, Sie waren ſo freundlich, mit mir zu ſpielen," erwiderte Theodor; „ich denke noch mit herzlicher Freude daran."

„Das freut mich, ich liebe die Jugend. Reich mir Deine Hand, wir wollen noch mehr mit einander

ſpringen. Jetzt aber rathe ich Euch, mich zur Thüre hinaus zu jagen, ſonſt komme ich von Euch doch nicht fort."

Alle Vier brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Wenn ich glauben dürfte, daß es Ihnen Vergnügen machen könnte, unſeren kleinen Ausflug zu theilen, lieber Herr Werner, ſo würde ich ohne alle Umſtände zu Ihnen ſagen: Kommen Sie mit uns."

„Und wenn ich meinerſeits nicht fürchten müßte, als plump und zudringlich zu erſcheinen, ſo würde ich Ihnen eben ſo freimüthig antworten: Blitz und Wetter! ich wünſch' es nicht beſſer, liebe Frau!"

„Wohlan," entgegnete Suſanne, „Sie brauchen weder das Eine noch das Andere zu befürchten, die Sache iſt abgemacht, wir bleiben zuſammen."

„So nehme ich das Anerbieten ohne Umſtände an," rief Werner; „Freunde bleiben ſtets Freunde! Und nun aufgebrochen!"

Als ſie an das Hausthor kamen, ließ bei Werner's Erſcheinen ein Bediente den Wagentritt nieder und öffnete zugleich den Schlag einer eleganten vor dem Hauſe haltenden Kaleſche. Werner reichte der betretenen Frau Imbach ſehr artig die Hand, doch ſah er ſich faſt genöthigt, ſie mit Gewalt in den Wagen zu heben. Suſanne und Theodor, nicht weniger erſtaunt, ſtiegen endlich zögernd ein.

„Wohin wollen wir?" fragte Werner, indem er

über das Staunen ſeiner Freunde vergnügt in ſich hinein lächelte. Die Frage mußte wiederholt werden.

„Nach Buchenheim," antwortete endlich zögernd Suſanne.

Der Wagen rollte den Häuſern entlang, deren Bewohner neugierig an die Fenſter und Thore traten und über die elegante Equipage erſtaunten, noch mehr aber darüber, die beſcheidene nachbarliche Familie mit einem unbekannten, und allem Anſcheine nach ſehr reichen Herrn dahin fahren zu ſehen.

Erſt vor dem Thore im Freien vermochte Frau Imbach ſich einigermaßen von ihrem Erſtaunen zu erholen und einige Worte an Werner zu richten, die bald wie Vorwürfe, bald wie Entſchuldigungen klangen.

„Sie hatten uns nicht geſagt — und wenn ich dieſe Umſtände hätte ahnen können, es wäre mir nimmermehr eingefallen, Sie zur Theilnahme aufzufordern; unſere beſcheidenen Vergnügungen können Ihnen nicht mehr genügen — und derartige ſchöne Kutſchen paſſen wenig zu unſeren Verhältniſſen."

Theodor und Suſanne ſchwiegen ſtill: es war eine Art drückenden Gefühls, das auf ihnen laſtete. Iſt man einmal an den ſtillen Gang eines einfachen Lebens gewöhnt, ſo wird leicht Alles, was uns plötzlich aus dieſem Kreiſe rückt, eher Qual als Freude bereiten, gleichſam als befürchte man, die zufällig unterbrochenen Gewohnheiten ſpäter wieder ſüß zu finden. Werner

empfand gar wohl, was in ſeiner Freunde Bruſt heimlich vorging, er verdoppelte daher ſeine Munterkeit, um die trüben Wolken zu zerſtreuen, und es gelang ihm auch nach Wunſch, denn die Familie war noch kein Viertelſtündchen gefahren und mit dem prachtvollen Beförderungsmittel ſchon ganz vertraut geworden: Frau Imbach lobte bereits die Weichheit der Kiſſen, Theodor bewunderte den herrlichen Trab der Pferde und Suſanne meinte, eine Kaleſche habe doch Etwas ſehr Angenehmes. Und Werner hinwieder verſicherte, mit der liebenswürdigſten Heiterkeit, daß Suſanne den eleganteſten Phaeton ſchöner ſchmücke, als manche Gräfin, Baronin oder Bankiersfrau.

„Was das leidige Geld nicht Alles vermag!“ fuhr er lächelnd fort. „Vor acht Jahren war ich ſo arm wie Hiob; ein glücklicher Gedanke trieb mich, auszuwandern, — ein Jahr des Fleißes gab mir die Mittelzu ein paar gewagten Unternehmungen, und dieſen, die ein eben ſo unverdienter als überraſchender Erfolg krönte, habe ich es zu verdanken, daß ich als reicher Mann zurückkehre; ich bin dadurch keineswegs im Werthe geſtiegen, und bin um keinen Gedanken beſſer als zuvor. Sie müſſen mir, wie geſagt, mein Selbſtlob zu gute halten! Auf mein Wort, ich bin über dieſen Wechſel der Dinge gar nicht böſe, da er mir mindeſtens das Vergnügen verſchafft, meinen alten Freunden nützlich und angenehm zu werden.“

Mittlerweile hatte man ſich dem Fluſſe wieder genähert, welchen die Chauſſée in einer ſtarken Wendung nach rechts gleich vor der Stadt verlaſſen hatte; reizendes Buſchwerk umgab die Ufer; die Landſchaft war ſo belebt und einladend und man verließ den Wagen, um einen Pfad dicht am Waſſer und beſchattet von hohen Pappeln und buſchigen Weiden einzuſchlagen. Werner bot Frau Imbach den Arm. Suſanne ſprang munter und zierlich wie ein junges Reh voraus, um Vergißmeinnicht und Glöckchen zu pflücken und ſchäkerte mit Theodor, auf welchem jedoch eine räthſelhafte und peinliche Befangenheit lagerte. Werner ſah Beiden mit Vergnügen zu.

Es war ein prachtvoller Tag, die Sonne warf ihre Lichtſtrahlen durch Silberwolken und entzündete gleichſam das breite Waſſerband, worüber der linde Wind friſch und duftend hinſtrich, leicht mit den kleinen Nachen ſpielend, welche den Fluß auf- und abtrieben.

Die Aufforderung, einen Kahn zu beſteigen, war zu verführeriſch. Werner miethete einen, in welchem man bis Buchenheim fuhr und hier vergnügt, im Schatten eines großen Nußbaums, das Mittagseſſen einnahm. Wenn es je ein einfach ländliches Mahl gab, ſo war es dieſes, welchem ein mehr zartfühlender, als enthaltſamer Millionär beiwohnte, der es zu verderben fürchtete, hätte er es mit köſtlicheren Speiſen verſehen laſſen.

Hier im Reize der ländlichen Idylle und des frischen Waldes unter heiterem Spiel und fröhlichem Gedankenaustausche vergingen der Familie und ihrem Freunde ein paar vergnügte Stunden, und als man den Heimweg wieder zu Wasser antrat, fing die Sonne bereits an, sich hinter dem Gehölz zu verbergen und warf ihre letzten spärlichen Strahlen. Es war die Zeit, um welche der laute Frohsinn einem unwiderstehlichen Hange zu stillen Träumereien Platz zu machen pflegt. Susanne und Theodor saßen im Nachen nebeneinander, fühlten sich glücklich und sannen still vor sich hin. Frau Imbach schwieg und blickte in die Wellen, und Werner, obgleich in der Regel wenig zur Empfindelei geneigt, schien unwillkürlich den Einfluß der sanften über die Natur verbreiteten Schwermuth des Abends zu verspüren.

Plötzlich stieß der Schiffer, der in seinem Gewerbe noch ziemlich ein Neuling war und dem Werner in Buchenheim ein wenig zu viel eingeschenkt hatte, einen Fluch aus; der Ungeschickte hatte sich zwischen dem Schilfe festgefahren und konnte nicht heraus. Halb von Rausch und halb von Zorn erregt, holte er mit dem Ruder weit aus, wodurch sich der Kahn auf eine Seite neigte. Diese heftige Bewegung warf die vier darin sitzenden Personen nach derselben Seite und der Nachen schlug um.

Die Gefahr war in der That groß. Theodor kam

blaß und entsetzt auf der Wasserfläche zuerst zum Vorschein; mit rasch umschauendem Blick hatte er die grüne Fläche bald übersehen und bemerkte, daß Werner und der Schiffer Frau Imbach zu retten suchten.

„Und Susanne?“ rief er in Angst. „Ich sehe Susanne nicht.“

Schnell hatte er den Kahn umschwommen, dessen Kiel nicht ganz gesunken war — Nichts! Es war ein geschickter Schwimmer; mit der Energie der Verzweiflung tauchte er unter das Schilf, gefahrlaufend, darin stecken zu bleiben, und zweimal kam er abgemattet und verstört wieder empor, jedoch beide Male, ohne den Muth verloren zu haben. Er würde sein Blut tropfenweise hergegeben haben, um die Geliebte zu retten. Jetzt tauchte er zum dritten Mal unter, aber eine Minute — eine Ewigkeit — verstrich, bevor er wieder auf die Oberfläche zurückkehrte. Werner und die Mutter hatten mit unsäglicher Mühe das Ufer erreicht; dort harrten sie mit eisigem Schreck und in stiller Verzweiflung. Der Schiffer, durch die Gefahr wieder kaltblütig geworden, wollte sich eben mit aller Anstrengung auf's Neue in's Wasser stürzen, da erschien Theodor, mit einer Hand schwimmend, und mit der anderen krampfhaft Susannens weißes Gewand nach sich ziehend. Er legte das junge bewußtlose Mädchen am Ufer nieder und verlor nun selbst die Besinnung.

Eine Stunde später brachte der Wagen Werner und

die Familie Imbach nach der Stadt zurück. Suſanne ruhte an der Schulter ihrer Mutter, ihre geſchloſſenen Augen verriethen kaum noch eine Spur des Lebens; Theodor, von dem heftigen Schrecken einigermaßen erholt, hielt die Hand ſeiner Braut zwiſchen ſeinen beiden Händen und ſuchte mit der ihm gebliebenen Lebenswärme die Lebensgeiſter des Mädchens wieder zurückzurufen.

Werner ſaß traurig in eine Ecke des Wagens gedrückt und betrachtete mit einem Gemiſch von Wohlgefallen und Befangenheit die Gruppe.

„Jung und ſchön," dachte er; „wahrſcheinlich lieben ſie ſich. Wie Schade!"

---

Suſanne war lange krank; die Mutter und Theodor brachten die Nächte an ihrem Lager hin. Kaum aber war die Tochter auf dem Wege der Geneſung, ſo ſah ſich die erſchöpfte Mutter genöthigt, das Bett zu ſuchen. Die mühſamen Erſparniſſe waren in ein paar Monaten aufgezehrt; Werner bot ſeine Dienſte an, und die Verhältniſſe waren ſo dringend, daß ſie angenommen werden mußten.

Werner war aber in der That ein trefflicher Menſch, trotz ſeines derben ungenirten Weſens, welches bei Andern theils aus vernachläſſigter Erziehung, theils aus unpaſſend gewähltem Umgange herrührt, die man nichts-

deſtoweniger als Naturmenſchen hinnimmt. Er machte eine ſeltene Ausnahme von der Regel der Glückspilze; er hatte die Familie Imbach ſtets geliebt, welche ihn zu einer Zeit, da er noch gewöhnlicher Gehülfe in einem Geldgeſchäfte war, mit großer Freundlichkeit bei ſich empfing. Die Freundſchaft von ehedem war jetzt ſeit drei Monaten zur Innigkeit geſtiegen.

Es verſtrich nicht ein Tag, an dem er nicht über Suſanne und ihre Mutter Nachrichten eingezogen hätte. Die ganze Vorſtraße ſtürzte an Fenſter und Thüren, ſobald ſeine Kaleſche angefahren kam, und über die häufigen und langen Beſuche des Mexikaners wurde bereits, wie das in lieben deutſchen Kreiſen zu geſchehen pflegt, auch hier weidlich geklatſcht.

Eines Abends traf Werner Frau Imbach allein zu Hauſe an; ſie ſaß in einem Seſſel am Fenſter ihres Schlafzimmers. Suſanne hatte, von Theodor begleitet, beſtellte Arbeiten fortgetragen. Beide kehrten aber bald zurück. In der Beſorgniß, die Rekonvalescentin, welche in ihrer Abweſenheit vielleicht eingeſchlafen war, zu wecken, öffneten ſie behutſam die Thür und gingen leiſe durch das Eßzimmer. Schon wollte Suſanne ihrer Mutter Zimmer betreten, da fühlte ſie ſich durch Theodor zurückgehalten. Einige Worte waren ihm zu Ohren gekommen und hatten ihn wie ein elektriſcher Schlag getroffen.

„Ach! wenn die beiden Leutchen nicht verlobt wären,

liebe Frau Imbach, ich bäte Sie, mir Suſannen zur Frau zu geben, und verſpräche, des liebenswürdigen Mädchens Glück, ſowie das Ihre zu machen."

Theodor hatte Werner's Stimme erkannt; er lauſchte, kaum daß er zu athmen wagte. Auch Suſanne hörte, ohne zu wollen, das Geſpräch mit an.

„Die armen Kinder lieben ſich ſo ſehr!" entgegnete die Mutter, „und auf die Ausſicht dieſes Glückes werden ſie nie verzichten wollen."

„Das finde ich auch ſehr natürlich! Und dennoch, welches Vergnügen würde es mir machen, meinen kleinen Reichthum mit Euch zu theilen, einen Reichthum, den ich allein doch nicht zu genießen verſtehe. Blitz und Wetter! ich weiß recht gut, daß ich trotz meiner Equipage und meiner Salons als vornehmer Herr — und trotz der charmanten Leute, die mir den Hof machen, immer doch nur ein Bauer bleibe, halb mit deutſchen, halb mit amerikaniſchen Unmanieren! Tauſend, wie viel beſſer all' der Glanz und Reichthum für die allerliebſte Suſanne mit ihrem feinen Benehmen paſſen würde! Gewiß, es ſollte dem ſchönen Kinde bei mir an keiner Aufmerkſamkeit fehlen, und ich bin überzeugt, wenn ſie ſich nur ein wenig Mühe nehmen wollte, daß ſie ſelbſt meine Plumpheit noch zu Ehren bringen könnte."

„Ich ehre und erkenne vollkommen Ihre freundlichen Abſichten, Herr Werner," erwiderte Frau Imbach betonend, „auch danke ich Ihnen aus voller Seele da-

für; doch iſt es mir nun einmal die höchſte Freude, meine beiden Kinder verbunden zu ſehen und mein gegebenes Verſprechen zu halten. Auch geſtehe ich Ihnen, daß ich Theodor faſt eben ſo innig liebe wie meine Suſanne, und bin zudem überzeugt, daß die beiden jungen Leute vortrefflich für einander paſſen."

„Donnerwetter, das iſt wahr! Es ſei auch weiter keine Rede mehr von mir; laſſen Sie meinen Antrag ein Geheimniß bleiben. Theodor iſt ein braver ehrlicher Junge, der ſeine Baſe hundertmal eher verdient als ich, und es ſollte mir in der Seele weh thun, wenn ihm die alberne Idee, die mir ſo durch das Hirn gefahren, Kränkung verurſachen könnte. Da ich Euch nun aber doch auf keine andere Art nützlich werden kann, ſo will ich, wie ſich ſolches von ſelbſt verſteht, mindeſtens Euer treuer und aufrichtiger Freund bleiben."

„Unſer Freund! unſer beſter Freund!" ſetzte Suſanne bewegt hinzu, indem ſie auf der Schwelle des Schlafzimmers ihrer Mutter erſchien.

„O, nicht übel!" rief Werner eigenthümlich verlegen aus. „Sie horchten? Wie abſcheulich!"

Und als er nun auch Theodor gewahrte, der ernſt und traurig hinter Suſannen ſtand, ſetzte er noch verlegener hinzu: „Und er auch, der Heimtücker! Alſo noch obendrein myſtificirt; da bleibt mir ja nichts übrig, als mich hundert Klafter unter der Erde zu vergraben?"

„Um eine ſo ſchöne Regung, eine ſo edle Abſicht

zu verbergen?" ſagte Theodor. „Im Gegentheil, Herr Werner, erheben Sie Ihre Stirne, denn das Gefühl, welches Sie kund gegeben haben, iſt ebenſo ehrenvoll für Diejenige, welche es eingeflößt, als für Den, welcher darnach zu handeln Willens iſt. Und dann geben Sie ja nur ein ſchönes und edles Beiſpiel," ſetzte er leiſe hinzu.

„Wäre mir Theodor nicht nach meiner Mutter das Liebſte auf der Welt," ſprach bewegt Suſanne, „ich glaubte mein Leben Niemandem ſicherer anvertrauen zu können, als Ihnen, Herr Werner, der Sie uns eine ſo edle und hingebende Geſinnung beweiſen. Dafür ſollen Sie auch immer Anhänglichkeit und Dank finden."

„Sie ſind anbetungswürdig, Suſanne!" entgegnete Werner, indem er das dargebotene kleine weiße Händchen küßte. —

Als er fortgegangen war, lehnte Theodor lange nachdenklich in einer Ecke des Speiſezimmers; gewaltig arbeitete ein unausſprechliches Gefühl in ſeiner gepreßten Bruſt, und endlich fielen zwei große Tropfen aus ſeinen zum Himmel emporgerichteten Augen.

„Ohne mich," ſprach er in ſich hinein, „wäre Suſanne reich und ihre Mutter könnte im Wohlſtand leben!" Länger als eine Stunde blieb er in tiefes Nachſinnen verſunken und allein. Jetzt nahte ihm Suſanne und berührte ihn an der Schulter.

„An was denkſt Du, Theodor?" fragte ſie freundlich.

„An Dich!“ antwortete er mit bewegter Stimme.

Seit dieſem Tage war von Werner's Antrage keine Rede mehr; er ſelbſt hatte kein Fünkchen ſeiner Unbefangenheit und ſeines früheren Frohſinns verloren, doch betrachtete er Suſannen oft mit unbeſchreiblichem Wohlgefallen, lächelte wohl auch zuweilen und murmelte ſtill: „Wie Schade!“ Theodor allein war nicht mehr Derſelbe. Sein ſonſt ſo ruhiges und mildes Aeußere, welches alle Gluth der Zuneigung abſpiegelte, war allmählich trüber geworden, zerſtreutes Weſen und Abſpannung ließ ſich hin und wieder blicken, als ob geheime und ſchmerzliche Gefühle mitunter auf ſein Herz einwirkten. So kehrte er eines Abends vertieft nach Hauſe zurück. Suſannen entging es nicht.

„Um des Himmels Willen, was fehlt Dir, Theodor?“ fragte ſie mit Theilnahme: „Es ſcheint mir, als ob Du ſeit einigen Tagen Kummer trügſt?.... Willſt Du nicht, daß ich Dich tröſte, Vetter?“

Bei dieſen ſüß melodiſchen Tönen fühlte Theodor ſein Herz weich werden, es bedurfte nicht viel, und er hätte geweint.

„Nun, ſprich doch!“ ſagte ſie.

Er blickte ſie ſchmerzlich an. „Mir fehlt nichts!“ entgegnete er kopfſchüttelnd.

„Ach, läugne doch nicht!“ erwiderte mit Lebhaftigkeit Suſanne. „Nur zu gut bemerke ich, daß Du leideſt! Du mußt mir gleich ſagen, was Dich quält.

Ich fordere es! . . . . . ich bitte Dich inſtändig! . . .“ Sie ſprach das Wort mit unausſprechlicher Zärtlichkeit aus und faltete dabei bittend die Hände.

„Es iſt nichts als ein Traum, eine Kinderei!“ antwortete Theodor verlegen. „Es kommt mir vor, als drohe mir ein unerwartetes Unglück; ich habe unbeſtimmte Ahnungen, und da ſich alle meine Gedanken nur auf Dich, Suſanne, und Deine Mutter richten, ſo ſage ich mir: Ich würde mich unbeſchreiblich unglücklich fühlen, wenn ich Euch verlieren ſollte. Das iſt Alles.“

„Welch ein Gedanke!“ entgegnete Suſanne überraſcht. „Was in aller Welt vermag derartige Beſorgniſſe in Dir hervorzurufen; meiner Mutter geht es täglich beſſer, und mir geht es vortrefflich.“

„Du ſiehſt, daß es nur ein Traum, eine Kinderei iſt, davon ich Dir gar nichts hätte ſagen ſollen, hoffentlich werden ſich dieſe Gedanken bald verlieren.“

Suſanne war durch die Antwort zwar nicht ganz befriedigt, doch wagte ſie nicht, weiter zu forſchen.

Als Theodor im Begriff ſtand, ſich in ſein Zimmer zurück zu ziehen, umarmte er zu wiederholten Malen ſeine Tante, dann wendete er ſich zu ſeiner Baſe und ſah ſie forſchend an. Er reichte ihr die Hand; doch faſt gleichzeitig ſich ermannend ſagte er lächelnd: „Und Du, Suſanne, wirſt Du mir keine Umarmung erlauben?“

„Nein, Vetter, nein, nächſtens, ſobald wir verheirathet ſind," entgegnete ſie mit neckiſcher Koketterie.

Theodor erblaßte und ſchien ſo heftig ergriffen, daß die gute Suſanne ihm die Wange, ſchön und rein wie ein Balſaminenblatt, darbot und erwiderte: „Nun, Vetter, meinethalben."

Theodor berührte ſie mit ſeinen Lippen; er zitterte.

„Und dieſe?" ſetzte Suſanne hinzu, die andere Wange hinhaltend, „ſie ſoll nicht leer ausgehen."

Theodor drückte einen Kuß und eine Thräne darauf. Suſanne war trotz der Unbefangenheit, welche ſie zeigen wollte, roth wie eine Purpurroſe geworden.

Nachdem ſich Theodor in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hatte, ſchrieb er zwei Briefe, alsdann warf er ſich angekleidet auf ſein Bett. Aber als der Tag anbrach, hatte er die Augen noch nicht geſchloſſen, er ſchien viel gelitten und geweint zu haben. Ohne Lärm zu machen, ſtand er auf, warf noch einen ſtummen ſchmerzlichen Blick auf das Stübchen, welches ſeine Liebesgedanken und Glücksträume bisher umfangen hatte, dann verließ er es leiſe, ſchlich durch das Eßzimmer und blieb vor dem Schlafgemach ſeiner Tante ſtehen. Die Thüre war halb geöffnet. Beim blaſſen Morgenſtrahl bemerkte er das leidende Geſicht der Frau Imbach und daneben Suſannens friſche, zarte und liebliche Züge. Er führte ſeine Hand an's Herz, welches zum Zerſpringen hämmerte, und ſank auf's Kniee. „O,

Suſanne! Suſanne!" murmelte er leidenſchaftlich die Hände faltend. „Wie ich Dich liebe, Suſanne!"

So verharrte er einen Augenblick bewegten Sinnes, mit zerriſſenem und blutendem Herzen; darauf erhob er ſich entſchloſſen: „Lebt wohl! Lebt wohl!" ſprach er mit erſtickten Thränen — und raſch eilte er davon.

Wenige Stunden nachher kam Werner, Suſanne beſorgte den Haushalt, ſo wie es einer häuslichen Fee zuſteht. „Was führte Sie ſo früh zu uns?" fragte ſie.

Ich habe mit Theodor zu reden, um ihm eine ſehr gute Stelle in Vorſchlag zu bringen.

„Der Faullenzer liegt wahrſcheinlich noch zu Bette," erwiderte Suſanne, indem ſie ſchelmiſch die Stimme erhob, damit es ja ihr Vetter hören möge. „Zanken Sie ihn nur recht darüber aus, lieber Herr Werner, und bemerken Sie ihm, daß es gleich acht Uhr iſt."

Werner trat in Theodor's Zimmer, kam jedoch faſt unmittelbar darauf zurück, zwei Briefe in der Hand haltend, wovon der eine an ihn, der andere an Suſannen gerichtet war.

Suſanne zitterte, ängſtlich beklommen öffnete ſie das an ſie adreſſirte Schreiben und las Folgendes:

„Couſine!

„Von ganzem Herzen lieben, heißt: zu jedem Opfer bereit ſein. Man darf nicht blos für ſich ſelbſt lieben und ſein eigenes Glück im Auge haben wollen, wohl aber zum Beſten der Perſon, die unſerem Herzen theuer

iſt. Ja, nur ſo liebt man in Wahrheit! Auf andere Art lieben, heißt, engherzig und ein Egoiſt ſein, — heißt, keine wahre Liebe empfinden.

„Ich würde mich eher unter das Schilf des Fluſſes haben begraben laſſen, als ich Dich nicht wieder an das Ufer zurückgebracht hätte. Doch werde ich auch eher den Muth haben, weit von Dir zu fliehen, als Dich länger an dem Glücke zu verhindern, welches Dir entgegenlacht. Das Glück, ſagt man, ſoll ſich uns im Laufe des Lebens nur Einmal zeigen und dann ſollen wir es feſthalten. Ich kenne Dich, liebe Suſanne, und weiß auch, daß Du um meinethalben das glänzendſte Loos verſchmähen würdeſt. Darf ich aber ein ſolches Opfer annehmen? Nein, denn ich will Deiner würdig bleiben!

„Hätte ich Wernern nicht ſchätzen gelernt, ſo würde ich wahrſcheinlich in meinem Entſchluſſe gewankt haben, denn ich glaube nicht, daß Glück und Reichthum immer für die durch einen böſen Geiſt hervorgerufenen Qualen entſchädigen können. Werner's Charakter aber iſt ſo offen, ſo ehrenhaft, daß Diejenige, welche ihre Zukunft an die ſeinige knüpft — ich bin deſſen ganz gewiß —, weder in ihren Hoffnungen noch in ihrem Zartgefühle ſich verletzt ſehen wird. Dies entſchied und tröſtete mich zugleich.

„Zudem, liebe Couſine, biſt Du von ſo zarter, ätheriſcher Natur, daß, müßteſt Du Dich anhaltender Arbeit

unterziehen, Deine Geſundheit nur zu bald untergraben ſein würde. Du bedarfſt einer gemachten Exiſtenz, einer Exiſtenz ohne Sorgen, ohne Anſtrengung, gleichſam des Lebens einer Treibhausblume, welche in die wärmende Sonne geſtellt und vor rauhen Winden geſchützt werden muß. Auch wünſche ich, Deiner armen leidenden Mutter ſo gern die von ihr vormals genoſſene Bequemlichkeit theilweiſe zu verſchaffen. Solcher milde Einfluß wird ihr bald die volle Kraft ihrer Geſundheit wiedergeben, wie die laue Frühlingsluft kränkelnde Pflanzen wieder neu belebt.

„Nimm mein Opfer daher, ſowie ich es Dir darbringe, mit Muth an. Betrübe Dich nicht und beklage mich nicht zu ſehr. Ich entſage mit dem befriedigenden Bewußtſein, daß ſowohl Suſanne wie ihre Mutter mich eines Tages noch ſegnen werden, weil ich zu ihrem Glücke beigetragen habe.

„Umarme in meinem Namen die Tante und gönne mir ein kleines Plätzchen in Deinem Herzen. Lebe wohl!

Theodor."

P. S. „Gebt Euch keine Mühe, meinen Aufenthalt zu entdecken; es wird vergeblich ſein. Niemand weiß, wohin ich gehe, ich überlaſſe mich allein der Führung Gottes!"

Der an Werner gerichtete Brief enthielt nur wenige Worte. Theodor empfahl ihm darin, Alles aufzubieten, um Suſanne zu bewegen, ihm ihre Hand zu rei-

chen, auch bat er ihn inſtändig, ihr und ihrer Mutter ſtets gut zu bleiben.

Wenn auch aus beiden Briefen eine milde Ruhe des Ausdrucks, ſo wie eine große Zurückhaltung der Gefühle durchſchimmerte, ſo blickte zugleich auch ein tiefer Kummer hervor.

Theodor hatte alle Kraft aufgeboten, um keine zu ſchmerzliche Rührung zu verrathen. Der junge Mann beſaß den Heldenmuth aufopfernder Selbſtverläugnung.

Suſanne und ihre Mutter weinten; Werner, welcher nicht ſo leicht zu rühren war, wurde nur mit Gewalt Herr ſeiner Thränen.

„Der Narr! . . .“ rief er; „der gute Junge! . . . Aber es iſt nichtswürdig, was er da gethan! . . . . bei Gott, eine erhabene Aufopferung! . . . aber zum Teufel, nein, der tolle Streich hat auch nicht den Schatten von geſundem Menſchenſinn! wenn ich ihn habhaft werden kann, gebe ich ihm die Hälfte meines Vermögens, damit er Suſannen heirathen kann, ſo gewiß ich Werner heiße! . . . Ich eile, nach allen Seiten Erkundigungen einzuziehen, und ich bringe ihn Euch wieder! . . . . So gewiß führe ich ihn Euch wieder zu, oder, auf mein Wort, Ihr ſeht mich ſelbſt nicht mehr!“

Mit dieſen Worten eilte er raſch davon, und obgleich Frau Imbach und ihre Tochter zurückblieben, ſo ſchien Beiden doch ſchon ein Lichtſtrahl von Hoffnung aufzugehen.

Was Werner Alles that, um die Spur des Flüchtlings zu entdecken, war beiſpiellos. Nachdem er aber während eines vollen Monats nach allen Richtungen vergebliche Nachforſchungen angeſtellt hatte, kehrte er dennoch zu den beiden Frauen zurück.

„Ich muß mein gegebenes Verſprechen zurücknehmen," ſagte er mit aufrichtiger Betrübniß, „ich kehre ohne Theodor wieder. Ich glaubte ihn verſchiedentlich bald in Marſeille, bald in London ermittelt zu haben; doch nur zu bald mußte ich erfahren, daß erhaltene Beſchreibungen mich irre geleitet und Theodor weder da noch dort aufzufinden war. Ich fange an, nunmehr jede Hoffnung aufzugeben."

Demungeachtet ſtellte er noch weitere Nachforſchungen an, doch auch dieſe blieben, wie die früheren, ohne Erfolg. Nun erſt verſuchte er, was Theodor ihm in ſeinem Brief ſo dringend an's Herz gelegt hatte. Es war keine leichte Aufgabe. Suſanne und ihre Mutter waren noch untröſtlich. Da er ſich aber ſo beharrlich, ſo überaus edel und ſo gut benahm, gab endlich Frau Imbach wie Suſanne zu ſeiner Bewerbung ihre Zuſtimmung, damit wenigſtens Theodor's gebrachtes Opfer nicht unnöthig ſtattgefunden.

Etwa ſechs Monate ſpäter ward Suſanne Werner's Gattin. Mehr als einmal bemerkte man an dem Hochzeitstage, daß, während ſie ihren Gäſten zu-

zulächeln ſuchte, ſich ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten.

---

Einige Jahre ſpäter durchſchritt ein Mann in den Dreißigen, langſam, traurig und blaß, die im Eingang dieſer Erzählung geſchilderte Thorſtraße. Er warf die Augen mit einer gewiſſen unläugbaren Neugierde umher und lächelte wehmüthig bei dem Anblicke der alten Mauern, welche auf der linken Straßenſeite noch immer ärmlich und hochſtrebend wie vor Jahren ſich erhoben und eine Menge armer und fleißiger Leute beherbergten. Als er allmälig dem Stadtthore näher gekommen war, blieb er vor einem der hohen düſteren Häuſer ſtehen und betrachtete es mit unausſprechlichem Antheil; dann trat er ein, ohne zu bemerken, daß ihm Jemand folgte.

„In dieſem Hauſe ſteht eine Wohnung zu vermiethen?“ fragte er einen Mann im Erdgeſchoſſe mit leicht erregter Stimme.

„Allerdings, mein Herr,“ bejahte der ältliche Mann, in welchem der Fremde zufällig auf den Inſpector des Hauſes geſtoßen war. „Aber für heute iſt es wohl zur Beſichtigung zu ſpät. Kommen Sie gefälligſt morgen wieder.“

„Nach welcher Seite liegt die Wohnung?“ fragte der Suchende.

„Im vierten Stock nach vorn heraus; ſie beſteht aus drei möblirten kleinen Zimmern und Küche. Auch habe ich den Auftrag, die Möbel dem Logismiether zu verkaufen, wenn er es wünſchen ſollte.“

„Iſt das nicht die Wohnung der Frau Imbach?“ nahm der Fremde mit ſteigender Gemüthsbewegung wieder das Wort.

Von dieſem lebhaften Tone überraſcht, richtete der Befragte jetzt einen forſchenden Blick auf die mit ihm ſprechende Perſon. Sein Auge drückte einen Augenblick Unſchlüſſigkeit und Zweifel aus, dann rief er: „Aber mein Gott! täuſcht mich mein Auge, oder ſind Sie wirklich Herr Theodor Becker?“

Und es war in der That Theodor. Er kehrte von London zurück, wo er, nach einigen Jahren angeſtrengten Fleißes, in welchem die Erinnerung ſein einziges Labſal geweſen, einige kleine Erſparniſſe gemacht hatte, von denen er nun beſcheiden und zurückgezogen in ſeiner Vaterſtadt zu leben hoffte; denn ſeine von Arbeit und Gram erſchütterte Geſundheit zwang ihn zu dieſer Pauſe der Ruhe.

„Ja ich bin es, den Sie genannt,“ erwiderte er, „Sie erkennen mich alſo doch wieder.“

„O ja, ja!“ bemerkte der Alte, „freilich ſind Sie ein Wenig verändert, etwas blaß und abgemagert! Aber wo in aller Welt kommen Sie denn her?“ nahm er auf's Neue das Wort, „hat man Sie doch überall

aufſuchen laſſen, ohne Sie zu ermitteln? Der gute Herr Werner iſt Ihnen mindeſtens zwei Monate nachgelaufen."

„Der brave Mann!"

„Gewiß, ja! ein ſehr braver Herr!" fuhr der Geſprächige nun weiter fort. „Als er ſich endlich überzeugt hatte, daß Sie doch nicht wiederkehren, hat er ſpäter Fräulein Suſanne geheirathet, welche nun eine vornehme Dame — aber darum gar nicht ſtolzer geworden iſt."

„Und ſie iſt doch recht glücklich?"

„Das will ich meinen! Hat ſie doch eine prachtvolle Wohnung in der Neuſtadt, Wagen und Pferde und koſtbare Kleider die Hülle und Fülle. Und wie ihr Das Alles ſitzt! So reizend, als wenn ſie in dieſem Ueberfluſſe geboren wäre. Es iſt aber jetzt ſchon ziemlich lange her, daß ich ſie nicht mehr geſehen, noch von ihr gehört habe. Das kommt wohl daher, weil ſie mit ihrem Manne und ihrer Mutter oft und lange reiſt, die liebe Frau Werner!"

„Frau Werner!" Theodor ſeufzte wider Willen tief auf, als er dieſen Namen mechaniſch nachſprach; hatte ſie doch für ihn nie anders als Suſanne geheißen.

„Das iſt aber," meinte der Hausinſpector, „was die Wohnung anbelangt, kein weiteres Hinderniß, denn ich habe Vollmacht, dieſelbe nach meinem Ermeſſen zu ver-

miethen. Sie iſt ungefähr noch in demſelben Zuſtande wie früher."

„Mit denſelben Möbeln?" fragte Theodor erſtaunt.

„Mit denſelben, lieber Herr. Als die Wohnung von Frau und Fräulein Imbach verlaſſen wurde, traten ſie das Mobilar an eine arme Familie ab, welche es zu kaufen wünſchte. Dieſe iſt ſpäter in ein Landſtädtchen überſiedelt, und nun iſt mir der Verkauf übertragen."

„Ich kaufe ſie!" rief Theodor. „Sie ſollen wieder an mich zurückkommen! Sind ſie doch ein Eigenthum meiner Erinnerung! Uebergeben Sie mir die Schlüſſel zu den mir ſo lieben Räumen. Ich kann es kaum erwarten, mich in die beſcheidenen Stübchen zurückverſetzt zu ſehen, die mir immer ſo traulich und lieb waren."

Der Alte lieferte nun ohne alle weitere Widerrede die Schlüſſel aus und in wenig Augenblicken hatte Theodor den Weg zum vierten Stock zurückgelegt. Er öffnete leicht erbebend die Thüre und trat mit klopfendem Herzen in die Wohnung ſeiner Lieben, gleichſam als hoffe er, dieſe ſelbſt noch an dem Orte vorzufinden.

Er eilte raſch aus einem Zimmer in's andere: man hätte glauben können, er wolle die Wohnung mit einem Blick umfaſſen; dann muſterte er Alles bedächtig, und prüfte mit neugieriger Aufmerkſamkeit und ſteigender Empfindung jedes Möbel; die Räume waren

nur noch ſchwach vom Abendlichte beleuchtet; es ſtand in der That noch Alles in derſelben Ordnung wie zuvor.

„Ja," ſprach er wehmüthig, „da ſteht noch immer der Seſſel, auf den ſich die Mutter zu ſetzen pflegte, die arme Kranke, die nun durch den wohlthätigen Einfluß des Reichthums wohl ihre völlige Geſundheit wieder erlangt hat! Dort das breite Bett, in welchem Suſanne zur Seite ihrer Mutter ruhte, und worin ich Beide ſchlafen ſah, als ich mich von ihnen losriß! Es war ein ſchwerer, ſchmerzlicher Entſchluß! . . . . An dieſem Tiſche pflegte das liebe Mädchen Tag und Nacht zu ſticken, und hier, hier war es, wo ich an ihrer Seite die ſeligſten Augenblicke meines Lebens zubrachte. O, wie liebte ich ſie ſo ſehr! — Und dort am Fenſter ſind noch die Blumenkaſten, welche Suſanne ſelbſt zu beſorgen pflegte. Andere haben ſie ſeitdem gepflegt. Darum drängt ſich die ſpaniſche Kreſſe ſo ängſtlich hervor."

Er pflückte einige Blüthen und ſaugte ihren ſchwachen Duft ein. Dann trat er in ein anderes Zimmer.

„Sei mir gegrüßt, du, mein Stübchen!" ſprach er leiſe, „du traulicher Geheimnißhüter meiner erſten Hoffnungen, meiner erſten, meiner einzigen Liebe, ſei mir gegrüßt! Wie oft plünderte Suſanne ihre Blumen, um dich zu ſchmücken! Schon darum hätte ich dich der herrlichſten Wohnung vorgezogen. Wie glücklich ich war!"

Er kreuzte die Arme über die Bruſt, betrachtete mit feuchtem Blick jeden Gegenſtand der Wohnung und

friſchte mit wehmüthiger Freude die treu in ſeiner Erinnerung gebliebenen Geſtalten, die unter erſchütternd wechſelnden Umſtänden nicht abgeblaßt waren, wieder vollkommen auf. Endlich ſetzte er ſich an eines der Fenſter, welches auf die gegenüber liegenden ſchönen Gärten die Ausſicht gewährte. Die Nacht fing allmälig an ſich herabzuſenken und in den Fenſtern der Häuſer ging das röthliche Kerzenlicht gleichzeitig mit dem ſilbernen der Sterne des Firmaments auf. Das Rauſchen der ſchwach vom Winde bewegten Bäume unterbrach allein die Stille.

Theodor ſtützte in träumeriſcher Stellung den zur Seite geneigten Kopf; ſeine Augen ſchweiften nach dem blauen Raume dort oben. So blieb er einige Minuten ſtumm in ein Meer wehmüthig ſüßer Empfindungen verſenkt.

„Ich habe wohl daran gethan, ſie zu verlaſſen," dachte er bei ſich, „da ihr wie ihrer Mutter das Lebensglück im Wohlſtande entgegen lachte. Vereinigt hätten wir wahrſcheinlich doch nur ein Leben voll Entbehrung und Qual führen müſſen, und Gott allein weiß, was ich dann ausgeſtanden — wenn ich ſie leiden geſehen hätte! Nein, ſo iſt es beſſer!"

Wie im halbwachen Traume ſchienen ihm jetzt Geſtalten vor ihn hinzutreten, Suſanne und ihre Mutter, die ihm zulächelten und ihm dankten. Er fühlte ſich im Herzen belohnt.

Aber bald wechſelten wieder Erſcheinungen und Eindrücke und er ſprach, den Kopf ſchmerzlich ſchüttelnd, vor ſich hin: „Wer weiß, ob ſie mich nicht ſchon ganz vergeſſen haben?! Ja, und wenn ſie ſich auch meiner entſinnen, ſo iſt's vielleicht nur, vor dem Gedanken zu erbeben, welch' ein Jammerloos es geweſen wäre, wenn ſie mit mir ein armſeliges und demüthiges Leben hätten führen müſſen. Wohlſtand verhärtet das Herz, ſagt man, und macht, daß man die Armuth mehr als Alles Andere in der Welt fürchtet."

Und nun ſah er in Gedanken die Tante und die ſchöne Baſe, elegant, reich und von einem ausgewählten Kreiſe von Männern und Frauen umgeben, an ſich vorüber ſchweben und ihm einen herablaſſenden Gruß zunicken. Ihm war, als ob ihm das Herz ſpringen wolle.

„O Suſanne! Suſanne!" ſeufzte er laut auf, „wär' es möglich, daß Du für den armen Theodor Nichts mehr als Kälte oder Vergeſſen in Deinem Herzen hätteſt?"

„Kälte oder Vergeſſen für Dich!" entgegnete plötzlich eine Stimme hinter ihm. „Grauſamer Freund, wie kannſt Du Deine Suſanne ſo verkennen!"

Theodor ſtieß einen Schrei aus und wendete raſch den Kopf. Im Halbdunkel des Zimmers ſtand eine Frau, blaß und in ſichtbarer Bewegung. Sie war ſchwarz gekleidet, elegant und ſchön, und obgleich er

ſie augenblicklich wieder erkannt, zweifelte er dennoch wieder, ob es Suſanne oder nur ein Traumbild ſei.

„Erkennſt Du mich denn nicht mehr?“ fuhr dieſelbe Stimme fort, welche Theodor bis auf den Grund ſeiner Seele erbeben machte.

„Suſanne!“ rief Dieſer in einem Anfalle wahnſinniger Freude. „Biſt Du es wirklich, Suſanne? Iſt es kein Traum, keine Fieberphantaſie, die mich täuſcht? Aber nein! ich ſehe, ich berühre, ich empfinde Dich! Unverhofftes Glück! Wie begreife ich das?“

„Durch Zufall hatte ich Dich geſehen, ich hatte Dich augenblicklich wieder erkannt und Dir Jemanden nachgeſendet; nachdem ich gehört, Du ſei'ſt hier in's Haus getreten, bin ich ſofort hierher geeilt .... Ich erſchien,“ ſetzte ſie mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu, „um mich der Undankbarkeit zeihen zu hören.“

Theodor ſank zu ihren Füßen.

„O vergieb, vergieb mir!“ rief er reuevoll. „Wie konnte ich an Deinem Herzen auch nur zweifeln!“

Er weinte. Suſanne neigte ſich zärtlich zu ihm.

„Beruhige Dich, Theodor, ich verzeihe gern,“ ſagte ſie.

„Dank, geliebte Suſanne! herzlichen Dank! Ich finde Dich eben ſo gut, eben ſo ſchön wieder! Ja, es giebt Augenblicke des Entzückens, die ein ganzes Leben werth ſind, und ich würde jetzt ſterben, wenn Freude zu tödten vermöchte.“

„Mehr als je ſollſt Du leben, Vetter!“ erwiderte Suſanne, indem ſie ihn mit einem anmuthigen Lächeln emporzog. „Alles fordert Dich dazu auf: ſowohl meine Mutter, die ſich ſo glücklich fühlen wird, Dich wieder zu ſehen, als ich, die Dich immer liebte; Dein Opfer ſoll Belohnung finden und die Zukunft uns zum Glücke winken.“

„Was ſoll Das heißen?“ fragte er erſtaunt.

„Ich bin frei,“ antwortete ernſt Suſanne, frei ſeit einem Jahre; „biſt Du es auch noch, Theodor?“

„Frei! Du wäreſt frei? Iſt es möglich? Und Du liebſt mich noch?!“

„Ob ich Dich liebe!“ entgegnete ſie mit ſchmelzendem Tone. „Wen auf der Welt ſollte und könnte ich denn lieben, wenn ich Dich nicht liebte?“

„O, Suſanne! Suſanne! iſt es denn auch kein trügeriſcher Zauber, der mich umgiebt? Ich, ich habe nie ein anderes Weſen geliebt, als Dich, niemals!“

„Wohlan, ſo komm!“ ſagte ſie, ihn ſanft fortziehend, „komm und umarme Deine Tante, oder vielmehr Deine Mutter; die Gute fürchtete ſchon, Dich nicht mehr wiederzuſehen, Dich nicht mehr ſegnen zu können.“

---

— Es ſind jetzt kaum einige Monate verfloſſen, ſeit Theodor und Suſanne ſich ehelich verbunden ha-

ben. Noch an dem Tage ihrer Vereinigung ſind ſie mit Frau Imbach an Werner's Grab gegangen.

Werner war an einer Hirnentzündung geſtorben und hatte Suſannen zur Univerſalerbin ſeines bedeutenden Vermögens eingeſetzt. Noch in den letzten Augenblicken ſagte er zu ihr: „Mein Kind, gieb Dir alle Mühe, Theodor aufzufinden, und gelingt es Dir, wie ich hoffe, ſo nimm keinen andern Mann als ihn.“

# Kleine Bilder aus kleinen Städten.

# Die Plaiſir-Fräulein.

## Ein Brief aus der Stadt.

Es ſind nun acht Tage, daß ich mich in der Reſidenz befinde, liebes Weib, um unſern Proceß hier endlich zum Schluſſe zu bringen. Wie Du weißt, mußte ich der Einladung unſeres Vetters folgen und bei ihm abſteigen. Dieſe Art von Gaſtfreundlichkeit, wiewohl für Geber und Empfänger gleich läſtig, iſt hier ſo ſtark im Schwunge, daß die eigentlichen Gaſthäuſer meiſt leer ſtehen bleiben, — und hat großentheils ihren eigenen Grund. Die Reſidenzbewohner ſind vergnügungsſüchtig, und wenn die Ausflüge in der Umgegend erſchöpft ſind, denken ſie wohl auch an ihre Freunde auf dem Lande, beſuchen ſie oder ſchicken denſelben ihre Töchter zum Landaufenthalte, der natürlich mit möglichſt viel Unterhaltung gewürzt ſein muß; und daß ſie daher Unſereinen bei ſich beherbergen, wenn er

in Geſchäften für ein paar Tage zur Stadt kommt, iſt nichts Anderes, als die Wurſt nach der Speckſeite geworfen.

Mein diesmaliges Verweilen bei dem Vetter hat inzwiſchen ſein Gutes; mein Fußübel plagte mich mehrere Tage und ich war dabei doch nicht auf die Langeweile des Gaſthofes angewieſen; was aber das weit Beſſere iſt: ich erhalte hier einen ſehr erſprießlichen, praktiſchen Unterricht. Du wirſt wohl neugierig ſein, zu erfahren, worin dieſer beſteht, und ich muß Dir daher eine Art kleinen Tagebuches mittheilen. Vergiß dabei nicht, daß wir die Familie unſeres Vetters ſeit acht Jahren nicht geſehen haben und daß aus den zwei neun- und zehnjährigen Kindern jetzt ſiebenzehn- und achtzehnjährige Fräulein geworden ſind, die einem Vater gar Manches zu rathen aufgeben.

Es war alſo Samſtag gegen Mittag, als ich hier eintraf, und obwohl man von meiner Ankunft wußte, brachte ſie doch einige Verlegenheit hervor. Der Vetter zwar bewillkommte mich ſehr freundlich, aber er iſt nur eine Nebenperſon; die Baſe entſchuldigte ſich mit Hausgeſchäften und ſteckte mit einer Büglerin in Wolken von Mouſſelin-de-laine, Jacconet und Shirting, welche als Kleider, Chemiſetten und Röcke an allen Nägeln und über alle Stühle hingen. Die beiden Töchter flogen ab und zu, begleiteten mich auf die Gaſtſtube, erkundigten ſich, ob das Caſino bei uns daheim

im Sommer fleißig beſucht, ob da viel getanzt werde und ob häufige Parthien nach der nahen Garniſonsſtadt ſtattfinden. Wir aßen raſch zu Mittag. Nach Tiſche blieb ich mit dem Vetter allein, die Damen waren zu Beſuch gegangen, woran ſich gegen Abend eine Promenade im Schloßgarten anſchließen ſollte. Der Vetter ſchlug mir vor, mich auf ſeinem Club einzuführen und ſpäter gemeinſchaftlich in ein Gaſthaus zu gehen; das ſei ſo Samſtagsbrauch, wo die Frauen auf ihre Männer daheim nicht rechnen; wir thaten ſo, und als wir gegen Zehn nach Hauſe kamen, war Mama mit Töchtern eben heimgekehrt. Das war der Samſtag.

Meine Stube ſtößt an die des Vetters, und ich kann Manches hören, was nebenan verhandelt wird. So am Sonntagmorgen. Da parlamentirten die Fräuleins mit ihrem Vater ſehr lang und nicht ohne Heftigkeit über die nützliche Verwendung des Tages. Es ſcheint, dieſer Tag war zu einem größeren Ausfluge in Ausſicht genommen geweſen, den meine Ankunft ſtörte, worüber auch Randbemerkungen fielen. Endlich ſchloß man folgenden Vergleich ab: die Mädchen wollten ſich damit begnügen, heute Mittags nur eine nähere Parthie zur Eiſenbahn zu machen, an welcher ich Theil nehmen ſollte, dagegen wurde verſprochen, an den beiden nächſtfolgenden Sonntagen Touren für den ganzen Tag nach * * * Bad zu unternehmen und ferner angelobt, jede von ihnen zu dem bevorſtehenden Som-

merballe mit einem neuen Valſerinekleide auszurüſten. Nach dieſem Friedensſchluſſe wurde Toilette gemacht und zur Kirche gegangen, von wo der Weg, ich weiß nicht ob zufällig oder abſichtlich, auf die Parade mündet. Der Nachmittag und Abend wurden nach dem obigen Programme hingebracht; ich genoß die Annehmlichkeiten einer ſonntäglich überſchwemmten Eiſenbahnſtation und unterhielt mich gut — aber etwas koſtſpielig, denn die Ausgabe betrug auf meinen Theil 3 fl. 24 kr.; ich berechnete im Stillen, daß dieſer Nachmittag dem Vetter wohl das Vierfache gekoſtet haben mag — abgeſehen von ſeinen Verheißungen nächſthin. Das war der Sonntag.

Montag trieb ich mich bei Advokat und Gericht umher. Als ich zu Tiſche kam, ſchmollten beide Schweſtern; die jüngere warf der älteren vor, daß ſie den ganzen Vormittag Clavier geſpielt und wie ſie ſelbſt, die jüngere, bei dem Anhören der Sonntagspolka und der Prophetenwalzer ihrer intereſſanten Lectüre abgewendet werde: ſie leſe jetzt Gutzkow's „Ritter vom Geiſt" und darin ſeien die politiſchen Betrachtungen ſo köſtlich; ich erfuhr alſo, wie die Fräuleins ſich Morgens beſchäftigen. Der Nachmittag war der Erholung von geſtern gewidmet; man ging nach dem „Wirthsgarten zur ſchönen Ausſicht", wo Alles hinkommt, „wo man ſich den Kaffee ſelbſt kocht und die Stickereien mitnimmt." Die Baſe wies mir nach Tiſch die angefan-

genen Stickereien ihrer Töchter, welche zu Geburtstagsſchenken für den Vater beſtimmt waren; die Schönheit und der Geſchmack derſelben machten mich ſtaunen. Abends ging ich mit dem Vetter hinaus in den genannten Garten, um Mutter und Töchter heimzuholen, wir fanden Letztere von dem ſelbſtgemachten Kaffee und dem Sticken ziemlich heißgetanzt, im Saale ein offenes Piano und mehrere erhitzte junge Herren; dem allſeitig kundgegebenen Bedürfniſſe nach Getränk wurde von unſerer Seite genügt; die Baſe hatte mit dem Wirthe noch eine aparte Rechnung. Wir gingen dann im Mondſcheine nach Hauſe und hatten zwei junge Herrchen zu Begleitern; Baſe und Bäschen amüſirten ſich köſtlich. Das war der Montag.

Der nächſte Tag war der Häuslichkeit im hieſigen Sinne gewidmet. Des Morgens ſchon verfügten ſich beide Bäschen in eleganten Seidenmantillen und Crépehüten nach dem Markte, um verſchiedenes Obſt einzukaufen, dann zum Conditor, um Beſtellungen zu machen, denn am Dienſtag wurde das reihumgebende „Kränzchen" in des Vetters Hauſe abgehalten. Zwanzig junge Mädchen, lauter „Freundinnen" verſammelten ſich da. Später kommen wohl auch Herren zum Beſuch. Vielleicht aus dieſem Grunde — und weil mich diesmal mein Fußübel zu Hauſe hielt, wurde auch ich eingeladen, hinüberzukommen: ich dürfe auch eine Cigarre, aber ja keine abſcheuliche Pfeife rauchen. Ich kam, weil ich

nicht anders konnte, und mein Blick vergrub ſich in ganze Barrikaden von Kuchen, Gebackenem, Torten, Butterbroden, Obſtkörben und in eine Batterie von Taſſen, zwiſchen welchen rieſige Kaffee- und Chocoladekannen, unerſchöpflich wie der Oelkrug der Wittwe, ihre nimmerverſiechende Funktion hielten. Was in der Stunde meiner Anweſenheit von all' dem Vorhandenen vertilgt wurde, gränzt an's Märchen oder an die Bedürfniſſe einer ausgehungerten Schiffsmannſchaft. Dazwiſchen fanden die rüſtig kauenden Mündchen noch immer Zeit und Raum genug, ihre abweſenden Freundinen von geſtern aus dem Schönausſichtsgarten unbarmherzig zu zernagen, wobei ich bemerkte, daß die Hübſcheſten, die ich geſtern geſehen und heute nicht ſah, am Uebelſten wegkamen. Gegen Abend fanden ſich auch Herren ein, darunter die zwei, die uns geſtern im Mondſchein umflatterten. Der Eine ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung eines Acceſſes in des Vetters Büreau, der Andere, ein junger Cadet, ſpricht von Vorbereitungen zu einem Officierseramen. Namentlich dieſe Beiden — ſie ſollten vorzügliche Tänzer ſein — vernichteten die Reſte der Nahrungsmittel mit überraſchender Bravour. Ich zog mich balomöglichſt zurück und hörte noch bis zum ſpäten Abend Lachen, Clavierſpielen und Tanz. Der Vetter war an dieſem Tage unter irgend einem (nicht ungern geſehenen) Vorwande ausgewandert. Das war der Dienſtag.

Tags darauf bat ich die Baſe, mir Etwas für unſer Käthchen kaufen zu helfen. Sie führte mich in einen Laden, wo mein Handel bald geſchehen war. Nun rückte ihrerſeits die Baſe mit den Stickereien heraus, die ich zu Hauſe geſehen, und beauftragte den Kaufmann, dieſelben doch durch ſeine Stickerinnen vollenden zu laſſen, denn ihre Töchter ſeien jetzt zu ſehr in Anſpruch genommen. Aus dem Geſpräche ging hervor, daß die Stickereien bereits angefangen, wie ich ſie bewundert hatte, in dieſem Laden gekauft worden, am Montag nicht um einen Nadelſtich zugenommen hatten, und daß Vaters Geburtstag mit bezahlten Arbeiten gefeiert werde. Als ich mir im Fortgehen eine beſcheidene Bemerkung erlaubte, wie die Töchter doch für ſolche Arbeit Zeit finden könnten, meinte die Mutter, man müſſe doch den armen Kindern auch ihr Pläſir gewähren, wenn ſie erſt heirathen, würden ſie geplagt genug. Ja wenn ſie erſt heirathen! dachte ich ſtill für mich. Der Abend war diesmal den Muſen geweiht; es war ſogenannte „Tanzrepetition" in dem Saale eines Tanzmeiſters, wohin nebſt den Mädchen unter dem Schutze ihrer Mütter auch die nöthigen Tänzerherren, und überdieß als gloſſirende Zuſchauer mehrere ältere Roués kommen, und wo die unentbehrliche, „rhythmiſche Schwingung des Körpers" für die Bälle des nächſten Carnevals vorgeübt wird. Der Vetter und ich brachten den Abend in einem Biergarten zu.

Die Familie kam erſt nach eilf Uhr nach Hauſe. Das war der Mittwoch.

Am Donnerſtag gab es ſchon mehr Vorkehrungen; da wurde gebraten und gebacken und die Eßſtunde auf früher als gewöhnlich anberaumt, denn gleich nach Tiſche ſollte im Verein mit zwei befreundeten Familien eine „Waldpartie" gemacht werden. Ich müſſe auch mitgehen, mein Depreciren half nichts, und wurde mir bei dieſer Gelegenheit zu verſtehen gegeben, daß die jüngere Tochter, Fräulein Louiſe in den nächſten Wochen bei uns einen Gegenbeſuch machen und ihren Landaufenthalt nehmen werde. Ich ſeufzte ſtill und ergab mich in mein Schickſal. Da der Vetter nach Tiſche zur Kanzlei mußte und doch auch „mitmachen" und ſeiner Kinder kleines Plaiſir anſehen wollte, wurde mir in Anbetracht meines kranken Fußes geſtattet, mit dem Vater nachzufahren. Mutter, Töchter und die übrige Geſellſchaft brach gegen ein Uhr im glühendſten Sonnenbrande zu Fuße auf, nachdem vier Mägde mit ſchwer und reich befrachteten Körben voll Braten, Gebäck, Kaffee und Wein — wie die Laſtthiere der Karavanen — vorausgeſchickt und an die betreffende reizende Waldſtelle beordert waren. Etwa vier Stunden ſpäter fuhr ich mit dem Vetter nach; am Waldſaume ſchickten wir den Wagen zurück und fanden nach einem kurzen ſchönen Waldgange, während ſich der Himmel etwas umzogen hatte, bald die waldluſtige Geſellſchaft. Die

Frauenzimmerchen ſaßen da im ſchönſten Staate, plauderten wie daheim auf ihren Sophas, ſchrieen laut auf, wenn eine Ameiſe herankroch, und die Hauptunterhaltung wurde aus den bewußten Vorrathskörben beſtritten, d. h. ſie lag ausgebreitet auf Tüchern, der allgemeinen Theilnahme empfohlen, und fand rüſtigen Abgang. Innerhalb einer Stunde hatte ſich der Himmel dichter umwölkt und ein Gewitterregen brach los. Jetzt Geſchrei und Verwirrung überall; die Mägde mußten einpacken, heimlaufen und Wagen ſchicken; hier gab es nirgends einen Schutz als die Bäume, die bald die doppelte Traufe von ſich gaben, und ſo durchnäßt konnte man ſich in der Stadt doch nicht ſehen laſſen. Faſt zwei Stunden theilten die Wolken ihren Segen mit, bis die Fuhrwerke erſchienen, welche die Anweſenden kaum aufzunehmen vermochten. Vetter, Baſe und ich, ſowie die zwei umſchwärmenden Jünglinge, die ſich auch hier eingefunden, mußten im Regen zu Fuß heimwandern. Das war der Donnerſtag.

Freitags gab es verdrießliche Geſichter über die geſtrigen Ereigniſſe und vorzugsweiſe über das Loos der Damenhüte. Vom frühen Morgen an arbeiteten zwei Näthcrinnen an den Fähnchen für den nächſten Sonntag in * * * Bad, und wir ſaßen noch bei Tiſche, da erſchien bereits die herberufene Putzhändlerin, und Mutter und Töchter verſchwanden im Nebenzimmer. Der Vetter kratzte ſich nach ſeiner Gewohnheit hinter

den Ohren, meinte aber, für das Unglück von gestern könne Niemand und die Mädchen müßten auswärts doch anständig erscheinen. Nach geschehenem Kaufe kam die Base und versicherte, sie habe bei der Wahl der Hüte wieder mit Freuden gesehen, daß ihre Töchter die einfachsten und anspruchlosesten Kinder seien. Vom Nachmittag weiß ich nur, daß mehrere Freundinnen kamen, ihr Beileid über den gestrigen Unfall auszusprechen, und natürlich die neue Garderobe in Augenschein nahmen. Abends begegneten mir die Bäschen in zahlreicher Gesellschaft auf der Promenade. Das war der Freitag.

Und so geht es alle Tage fort mit Plaisir und kostspieligem Zeitverjubeln; im Winter kommen noch Theater, Abendgesellschaften, Conzerte und Bälle hinzu. Was aus diesen Plaisirfräulein werden soll, wenn der Vater plötzlich stürbe; was für Hausfrauen die unglücklichen Männer bekommen, die etwa an eine solche Partie anbissen; wie der Vetter Das Alles von seinem Einkommen bestreiten kann, ohne der Zukunft ganz zu vergessen, — das sind Fragen, deren Beantwortung ich vergebens suche. Aus Allem aber siehst Du wohl, liebe Frau, daß ich hier eine praktische Schule durchmache, nämlich diejenige, wie die Töchter-Erziehung nicht sein soll. Und damit ich's nicht vergesse, triff alle Vorkehrungen, daß unser Käthchen in längstens vierzehn Tagen hinüber fahren könne nach ..... heim

zu der Familie ihres Onkels, damit, wenn uns das Plaiſirfräulein Sophie den unvermeidlichen Beſuch abſtattet, es keine Gelegenheit finde, in unſerm Hauſe Stadtunterricht zu ertheilen. — In den nächſten Tagen hoffe ich Dich wiederzuſehen und Dir noch Manches von hier zu erzählen.

---

# Die Marktherren.

Ein Genrebild.

Wenn Du, mein freundlicher Leſer, am Samſtagmorgen, etwa eine halbe Stunde vor Beginn der Kanzlei- und Geſchäftszeit über den Marktplatz — natürlich nicht unſerer, ſondern irgend einer Stadt ſchreiteſt, ſo könnteſt Du Dich auf einen italieniſchen Speiſemarkt verſetzt meinen, auf welchem bekanntlich die Männer in Ueberzahl, und zwar als Einkäufer, erſcheinen. Auch hier ſind ſie in der Frühſtunde jedenfalls in der Ueberzahl, wenn auch nicht Alle als Einkäufer; denn von Denjenigen, welche hier ein wirkliches Geſchäft beſorgen, rede ich nicht, ſondern führe Dir nur die Paſſanten, Flanirer und Bummler vor, welche dieſe Zeit für andere Abſicht ausbeuten. Es iſt faſt durchgehends ein ſogenanntes ſehr anſtändiges Herrenpublikum, welches ſich hier herumtreibt, jung und alt, verheirathet und Gar-

çons, munter und verdrießlich, aufpaſſend Alle — der auf dies und der auf jenes — und läßt ſich, nach ſeiner Beſchäftigung an Ort und Stelle, etwa in drei Claſſen theilen: in die der Abenteurer, der Topfgucker und der Neugierigen.

Die erſte Claſſe bildet ſo ziemlich die Majorität; ihre Mitglieder hantiren verſchieden, je nach Stand, Alter, Vorſicht oder dringendem Bedürfniß. Dort läßt ſich ein junger Mann von einer Obſthändlerin Obſt zuzählen, ohne auf die richtige Abgabe zu achten, denn er kauft nur, um der Käuferin nebenan, einem erröthenden Fräulein, Guten Morgen zu ſagen und ſie zu fragen, wie und wo ſie den Sonntag zubringen wird. Ein Aelterer, der einem Freunde eben geſagt, er warte hier nur auf ſeine Frau, drängt ſich in den dichteſten Knäul, wirft jetzt einem dienenden „Käthchen" einen huldreichen Morgengruß zu, geht dann mit vergnügtem Kopfnicken weiter und verläßt den Markt, weil er wohl keine Zeit mehr hat, ſeine Frau zu erwarten. Vor einer Bauersfrau ſteht feilſchend ein ſchönes Frauenzimmer, auf das ſich von allen Seiten Blicke und Augengläſer richten; eine Herrengruppe ſcheint beſonders angelegentlich über ſie zu verhandeln; aus dieſer löſt ſich ein kleines elegantes Männchen los und eilt dahin, um dicht neben der Bewunderten derſelben Bäuerin Etwas abzukaufen. Glück und Gelegenheit hilft vielleicht zur Bekanntſchaft; ſchon iſt er an der Stelle, ſchon bückt ſich der Kurz-

ichtige, um zu wählen, — aber o Schickſal, die Schöne auft Butter, und ſeinen Fingern ſtarrt nur Handkäſe ntgegen. Er wird verlegen, rümpft die Naſe und hiebt ſich bei Seite. An einer anderen Stelle hat ich ein Herr ſo aufgeſtellt, daß eine eben ankommende Dame dicht an ihm vorbeigehen muß, es geſchieht, wo- ei ein anſcheinend ſehr gleichgültiger Gruß folgt; aber ährend deſſelben hat ihre Lippe ein Wörtchen geflüſtert, as ſein Ohr begierig aufgenommen und, was der Zu- ll nicht will, ſein Hündchen ſpringt mit lebhaften reudenbezeugungen vor der Vorbeigehenden einher. Vorn an der Hauptpaſſage hat ſich ein männliches Beobachtungscorps zum Geſpräch poſtirt; eine ähnliche Verſammlung lagert dort an der Thüre eines Kauf- annsladens; man ſchwatzt vom Wetter und von den agesneuigkeiten, aber „die Blicke frei und feſſellos rgehen ſich in ungeheuren Räumen" und ſpähen hin- us nach Hüten und glattgeſcheitelten Köpfchen, nach Sammetmantillen und kattunenen Schürzen — und keh- en nur zurück in den engeren Kreis der Rundſchauer, enn Jemand ſich nähert, den man eben nicht ſehen ill. Im Verlaufe nimmt dann der Eine und der ndere kurz grüßend ſeinen Abgang und verliert ſich n dem unſichtbaren Faden irgend einer Ariadne in das abyrinth des Marktes. Die Andern begnügen ſich mit er Augenweide im Allgemeinen, ohne beſondere Zwecke u verfolgen, und gehen, wenn ihre Stunde ſchlägt, be-

friedigt auseinander. Hier und da ſtößt man wohl auch auf einen Verdrießlichen, der ſich aber doch recht angelegentlich durch die Reihen der Käufer und Verkäufer durcharbeitet, bis er vor einem holden Gegenſtande ſtehen bleibt, dem er wegen geſtern oder vorgeſtern Vorwürfe zu machen hat. Andere ziehen unbefriedigt fort, weil ſie nicht gefunden, was ſie zu finden dachten, und nehmen im letzten Augenblicke vielleicht einen Rettig mit, um doch Etwas zu erobern und ihren Aerger daran zu verbeißen.

Die Claſſe der Topfgucker iſt nicht ſo zahlreich aber ſehr emſig und ausforſchend; ich will ſie Dir, lieber Leſer, in zwei Exemplaren vorführen. Der Eine hat kaum den Marktplatz betreten, ſo ſieht er ſich nach einem Polizeiofficianten um, eilt auf dieſen zu und fragt ihn, wie heute der Brodpreis geſtellt wurde. Nachdem er dieſe Auskunft erhalten, die er gewöhnlich kopfſchüttelnd aufnimmt, begiebt er ſich an die Butterſtände und horcht auf, zu welchem Preiſe die Waare ausgeboten wird; von da drängt er ſich an die Eierkörbe und forſcht, wie theuer, was ihm durch Vermittelung einer eben abtretenden Magd zu erfahren gelingt; er muß nun auch wiſſen, was das Obſt koſtet, belauert einen Kauf und entdeckt, wieviel Zwetſchen oder Birnen für einen Kreuzer gegeben werden; ſein Hauptaugenmerk ſind jetzt die Kartoffeln: er dringt wohl ſelbſt bis an einen der ſtark belagerten Wagen vor und ſchöpft

ſeine Notizen über den Preis aus der Quelle, d. h. aus dem Munde des Bauers; die aufgeſchichteten Krautköpfe nebenan erregen auch ſeine Aufmerkſamkeit und er weiß auch darüber bald Beſcheid; nun iſt der Kreis ſeiner Forſchungen ziemlich geſchloſſen und im Fortgehen erkundigt er ſich noch bei den Holzfuhren, wie theuer heute Buchen und Tannen. Er kauft nun in dem Gewölbe ſeinen Schnupftabak, wobei ihm einige hauswirthſchaftliche Gloſſen über die heutigen Marktpreiſe entfallen, und ſchreitet hierauf ſeinen Geſchäften zu. Der Epilog dieſes Stückes ſpielt dann Mittags daheim, wenn der Topfgucker zu Tiſche kommt. Um Güte und Beſchaffenheit der Marktfeilſchaften hat er ſich morgens nicht bekümmert, wohl aber an einigen Stellen um die Preiſe; jetzt werden zu Hauſe die Ankäufe ſeiner Frau durchgemuſtert, bei allen nach Wieviel und Wie-theuer inquirirt, und wehe der geplagten Ehehälfte, wenn ſie ein Ei zu wenig bekommen oder die Butter um einen Kreuzer zu theuer gekauft hat. Du glaubſt wohl, es iſt die Unverläßlichkeit der Frau und ſeine weiſe Sparſamkeit, die ſolche Unterſuchungen herbeiführt? Weit gefehlt; ihre Einkäufe entſchädigen durch innere Güte für den ſcheinbar höheren Preis — und Abends in ſeinem Caſino koſtet ihn L'hombre oder Whiſt oft mehr als ſie für alle Markteinkäufe auslegte; aber er giebt ſich das Anſehen, Alles controliren und beſſer wiſſen zu wollen, und hält viel darauf, den guten Haus-

wirth — zu ſpielen. — Die andere Gattung des Topfguckers iſt von gemüthlicher aber ſcharfſichtiger Art. Er iſt gewöhnlich wohlbeleibt und ein feiſtes Lächeln ſpielt um ſeine Mundwinkel. Aufmerkſam durchſchreitet er das ganze Marktterrain und muſtert behaglich die aufgeſtapelten Lebensmittel; bei den gewöhnlichen hält er ſich nicht lange auf, deſto nachdrücklicher verweilt er bei den ſelteneren, bei Dem, was die Jahreszeit erſt in einzelnen Exemplaren bietet; neue Gemüſe, junge Hühner und Gänschen reizen ſeine Beſchaulichkeit; das quikende Geſchrei des erſten Ferkels iſt ihm Melodie; eine außerordentliche Spannkraft aber üben vorzugsweiſe auf ihn die verdeckten Körbe der Verkäufer, in welchen er aus Erfahrung Selteneres oder Solches, was ſich der Marktpolizei entzieht, geborgen weiß; er lauert ſo lange, bis ſeine Naturforſchung befriedigt iſt, oder zupft wohl ſelbſt ein Decktuch in die Höhe, um zur Befriedigung zu gelangen. Kommt er nun Mittags zu Tiſche und die Frau hat eben nichts Apartes für ihn, ſo ſagt er zärtlich vorwerfend: „Aber liebes Kind, als ich heute zufällig über den Markt ging, ſah ich doch bei der Gemüſefrau einen ziemlich großen Vorrath neuer Bohnen; die Sophie von Seeheim hatte junge Hühner und die dicke Grete hatte im Korbe ein junges Häschen ſtecken. Sieh doch, daß Du wieder einmal ſo was Beſonderes heimbringſt.“ Wenn die Frau nun geltend macht, daß ſich derlei beſondere Aus-

gaben nicht mit dem bemeſſenen Marktbudget vertragen, ſo wird eine außerordentliche Beiſteuer in Ausſicht geſtellt und rüſtig kauend der Friede geſchloſſen. Dieſe Gattung des Topfguckers iſt, wenn ich ſie naturhiſtoriſch bezeichnen ſoll, gutmüthig aber gefräßig.

Jetzt noch die Schaar der Neugierigen, die ſich auf allen Plätzen, alſo auch auf dieſem, gleich iſt. Hier vorüberzugehen und zu verweilen verſäumen ſie nicht, weil ſie Den oder Jenen zu finden hoffen, der über ein Gerücht von geſtern Aufſchluß zu geben oder wohl gar Etwas Neues von heute zu erzählen weiß. Erſcheint nun vollends ein Mann, der vermöge ſeiner Stellung dieſen oder jenen Vorfall genauer kennen muß, ſo wird er förmlich belagert, inquirirt und trotz ſeines officiellen Wiſſens angezweifelt und widerlegt, denn jeder Fragende will eigentlich nur eine Antwort nach ſeinem eigenen Sinne hören, und eine Schilderung des Vorfalls, wie er ſelbſt ſie vernommen, oder womöglich eine noch weit übertriebenere. „Der Polizeirath N. will es nur nicht ſagen," heißt es dann im Weitergehen, „aber die Sache iſt mir als zuverläſſig verſichert worden" — und nun wächſt der Schneeball der Lüge durch fleißiges Hinzuthun neugieriger Weitererzähler ſtündlich an, bis er Abends in den Caſinos und Gaſthäuſern zur Lawine geworden iſt. Der Neugierige, der ſich den Mundvorrath an Neuigkeiten hier abholt oder gegen eigenen umtauſcht, iſt ſo behend als unerſchöpflich, und in den

kleinen Herrencirkeln am Markte wird in einem halben Stündchen oft ein reichhaltigerer Klatſch für den Tag ausgeſäet und vorgearbeitet, als ihn die zahlreichſte Damengeſellſchaft beim Kaffee während eines ganzen Nachmittags zu Stande bringen könnte. In einem halben Stündchen, ſagte ich, denn in dieſem iſt hier die ganze Herren-Ouverture abgeſpielt, die Einzelnen zerſtreuen ſich geſchäftig in alle vier Winde und der Schauplatz wird dem ſchönen Geſchlechte, dem er gebührt, überlaſſen.

# Der Patient.

Ein Portrait.

Neulich am Morgen nach einem Feſttage begegnete ich auf der Promenade meinem guten lieben alten und wohlbeſtallten Rentier Gutmann. Er keuchte und ſchnaubte daher, wie eine ausgediente Locomotive, welcher auf der nächſten Sonntagsfahrt die Rohre platzen ſollen. „Wie geht's," fragte ich, „lieber Gutmann? Ich habe Sie ja ſo lange nicht geſehen, und wie haben Sie den Feſttag herumgebracht?" — „Ach mein Gott," antwortete er, „es geht bald gar nicht mehr; Sie wiſſen ja, daß ich noch immer etwas Patient bin." Als Garçon bemüßigt, in Gaſthäuſern zu ſpeiſen, klagte mir der Arme über die Unannehmlichkeit, in Betreff der Koſt und der Getränke nirgends ſolche Bedienung fin-

den zu können, wie ſein Zuſtand es erheiſche, und fuhr fort: „Geſtern z. B. frühſtückte ich daheim meine gewöhnlichen zwei großen Taſſen Kaffee mit zwei Brödchen, die leider noch immer nicht ſo groß ſind wie ehedem, da pocht es und herein tritt die Magd von meinem Bäschen und bringt mir, weil es Feſttag ſei, von der Guten eine Kanne Chocolade mit friſchem Kuchen. Man kann etwas Solches doch nicht abweiſen oder ſtehen laſſen, ich genoß es alſo; Chocolade und Kuchen waren koſtbar, aber doch eigentlich nicht wie ſie zu meinem Zuſtande paßten. Ich gehe nun aus und komme bei meinem Conditor vorüber, der tagsvorher neuen Maraſchino erhalten hatte. Ich laſſe mir ein Gläschen geben, da werden eben friſche Fleiſchpaſteten hereingebracht; mein Gott, ſie ſahen gar zu ſchön aus und ich konnte einem halben Dutzend nicht widerſtehen. Sie ſchmeckten auch ſehr gut: aber es war doch eigentlich nichts für einen Reconvalescenten. Da der Vormittag verdämmert ſein wollte, ging ich nun zum neuen Reſtaurant, meinen Magen mit einem Glaſe baieriſchen Biers zu ſtärken. Sie wiſſen, wie appetitlich dort Alles iſt; ein Caviarbrödchen und etwas Gänſeleberpaſtete verlockten mich und mundeten beſtens: aber wie harmonirt das mit meiner Unpäßlichkeit! Mittags war feines Diner im Deutſchen Hof; comme il faut, das muß ich ſagen, Sie wiſſen, wie ſuperb man dort ſpeiſt; Roaſtbeef wie gemalt, friſchgehaltene Erbſen,

Salm wie Roſen, Plumpudding zum Entzücken, Rehbraten auf der Zunge ſchmelzend, Torte und Confect im Ueberfluß, mein Forſter köſtlich, unſer Champagner — wir trinken zu dritt zwei Fläſchchen — eine wahre Blume von Bouzy; kurz Alles augenſcheinlich eminent für Jeden, nur nicht für Einen, der noch immer etwas Patient iſt. Da wir bis fünf Uhr zuſammenſaßen, ſo mußt' ich diesmal meinem Vieruhrbrod entſagen und begnügte mich mit zwei Täßchen Kaffee, zu welchen ich eine Cigarre verbrannte. Zeit und Wetter erlaubten keinen Spaziergang und ſo begaben wir uns in den Club, wo wir ſtatt anderweitiger Bewegung eine Partie L'hombre machten bis es acht Uhr wurde. Warſt du, dacht' ich, Mittags im Deutſchen ſo mußt Du Abends in den Engliſchen Hof. Gedacht, gethan. Die Karte war reichhaltig, ja exquiſit; meine Wahl theilte ſich zwiſchen warmen und kalten Gerichten: erſt ein Hühnerragout, dann ein farçirter Wildſchweinskopf mit Trüffeln; beides allerliebſt; der Nierſteiner Feuer und Blume; zum Beſchluß ein Glas Grog von zehnjährigem Cognac, wahre Lebenseſſenz; Alles herrlich und trefflich, aber leider nur nicht ſo, wie es mein Zuſtand erheiſcht. So hatte ich im Ganzen mein Bischen Eſſen und Trinken überall recht gut bekommen, aber ich ging doch verdrießlich nach Hauſe und legte mich verdrießlich nieder, weil ich durchaus Das vermißte, was ſich mit meiner Unpäßlichkeit gut vertrüge. Sehen Sie,

mein Lieber, darum treffen Sie mich heute ſchon ſo früh auf dem Wege, um Das zu ſuchen, was ich geſtern nicht fand und was mein Zuſtand erheiſcht, denn, leider Gott, ich bin eben noch immer etwas Patient."

# Der Gästevertreiber.

Eine Scene.

Drei anständige Fremde sitzen des Abends im Restaurationslocale des Hôtels einer Bäderstadt und unterhalten sich über den grosen Wildentenfang auf den böhmischen Teichen. Herr Metzer, ein Krämer aus der Stadt, tritt ein, geht auf den besetzten Tisch los, wünscht Guten Abend und nimmt mit einem „Es ist doch erlaubt?" Platz. Stumme Begrüßung, nur der Gastwirth, der in der Nähe weilt, zieht ein schiefes Gesicht.

Metzer. Was sagen Sie zu dieser Hitze, meine Herren! Dieser ewige Sonnenschein wird den Curgästen doch wohl recht sein. Aber die Cur will sich doch nicht recht machen. Viele Leute, aber wenig Noblesse. Ja, das kommt von der Eisenbahn! Sind Sie schon lange hier, wenn man fragen darf?

Fremder. Seit gestern. (Zu den andern Frem-

den gewendet, fährt fort.) Der Teich wird alſo gegen eine Ecke hin, in welcher das ſackähnliche Netz aufgeſtellt iſt, mit natürlichen Baumkouliſſen verkleidet. In Mitten des Teiches ſchwimmen die abgerichteten Lockenten, welche die einfallenden wilden an ſich ziehen und ſie nach dem Sacknetze hinführen; ſo wie ſie an einer Couliſſe vorbei ſind, zeigt ſich in dieſer ein dreſſirter rother Hund, welchen die Enten für einen Fuchs halten und um ſo ſchneller dem Netze zuſchwimmen, weil ihnen der Hund auch in der zweiten und dritten Couliſſe, immer im Rücken, ſichtbar wird. Nach kurzer Zeit ſind ſie Alle im Netze, welches nun ſchnell geſchloſſen wird und oft einen Fang von **1000** Stück darbietet. Ich ſelbſt ſah in H..... an einem Morgen...

Metzer. Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche; aber die Sache iſt nicht ſo, wie Sie erzählen; es wird nämlich ein wirklicher Fuchs als Schreckensmittel angewendet, und die Lockenten ſind keine gezähmten wilde, ſondern Hausenten, welche den wilden ähnlich ſind.

Fremder. Haben Sie ſelbſt einen ſolchen Fang in Böhmen geſehen?

Metzer. Das zwar nicht, aber ich habe einen Freund, welcher an den bayriſchen Seen wohnt und r' Alles ausführlich erzählte.

Fremder. Dann muß ich doch bei meiner, auf Selbſtanſicht beruhenden Angabe bleiben. Möglich, daß man in Bayern anders verfährt, aber als Jäger weiß

ich, wie ſchwer es halten würde, einen Fuchs ſo abzurichten, daß er allein das erwähnte Manöver vollzöge — und die Sichtbarkeit eines Menſchen würde Alles ſtören und die Enten auffliegen machen.

Metzer. Sie können es glauben, daß es ſo iſt; wahrſcheinlich iſt man in Bayern mehr vorwärts im Waidwerk, was kein Wunder, da die Bayern viel klüger ſind, als die Oeſterreicher.

Fremder. Wir danken für das Compliment, wir ſind alle Drei Oeſtereicher.

Metzer. O bitte, ich wollte damit Nichts Böſes gemeint haben; einem Bürger, der nach der Tageshitze ſeinen Schoppen Wein mit Selterswaſſer trinkt, muß man eine ſolche Aeußerung nicht übel nehmen. Sehen Sie, hier wird gar viel diſputirt, und oft von Leuten, die Nichts von der Sache verſtehen.

Fremder. Das iſt aber bei mir nicht der Fall, indem ich von Jugend auf dem Waidweſen oblag und es in vielen Ländern und auf meinen eigenen Beſitzungen cultivirte.

Metzer. Thut nichts; ich ſelbſt bin zwar kein Jäger, denn für einen ordentlichen Bürger ſchickt ſich ſolcher Müßiggang nicht, — aber in dieſer Sache bin ich doch beſſer unterrichtet. Das mit dem Fuchs iſt ganz gewiß, wie ich Ihnen ſchon bewieſen habe, und was die Lockenten anbelangt, ſehen Sie, wenn dieſe auch wilde wären, wie wollte man ſie denn von den

frisch eingefangenen beim Abtödten unterscheiden? Unsinn Das!

Fremder. Sie haben mich ja nicht auserzählen lassen. Die gezähmten Lockenten haben rothe Schnürchen um den Hals, woran sie kenntlich sind.

Metzer. Papperlapapp, das könnte Jeder sagen! Warum nicht gar mit rothen Jäckchen angethan, damit das complete Theater fertig ist, denn von Coulissen haben Sie ja auch schon gesprochen.

Fremder. Allerdings. Ich begreife aber nicht, was Sie sich über eine Sache so ereifern, die Ihnen selbst fremd ist, und die ich eigentlich nur diesen Herren hier erzählte.

Metzer. Wenn Sie diese Herren blau anlaufen lassen wollen, so habe ich Nichts dagegen: ich mußte mich nur für meine Person verwahren; denn wo der Metzer als hiesiger Kirchenvorstand am Tische sitzt, da soll nicht in die Welt hineingelogen werden. geradeso, als ob die Fremden, die in unser Bad kommen, Alles besser wüßten, als Unsereins.

Zweiter Fremder. Das ist zu stark.

Dritter Fremder. Herr Oberkellner!

Die Fremden zahlen, stehen auf und entfernen sich mit kaltem Gruß.

Gastwirth. (zu Metzer tretend.) Aber Herr Metzer, welcher Teufel plagt sie denn, daß Sie mir mit Ihrer ewigen Disputirlust die Gäste vertreiben. Was ging

Sie denn das Geſpräch dieſer Herren an? Und was verſtehen Sie vom Jagdweſen und von den Enten, ſo lange ſie nicht gebraten ſind.

Metzer. Schadet nichts, ſag' ich Ihnen; ſolche Leute ſollen nicht denken, weil Sie ein Paar Gulden hier verzehren, daß man ihnen nicht die Spitze bieten und mit ihnen nicht auf gleiche Weiſe ſprechen kann. Ich unterhalte mich eben gern, das iſt ſo meine Art, und genieße meinen Schoppen gern in Aufregung. Und dann was kümmern mich dieſe Leute? mir kaufen ſie doch nichts ab.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig

CTmC - Forschung 17